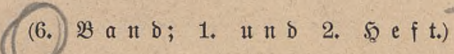
Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1888.

October und November.

(6. Band; 1. und 2. Heft.)





Inhalt.

	Seite
Habsburg-Denkmale in Oesterreich-Ungarn. Geschichtserinnerungen aus Anlaß des 40jährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät Kaiser König Franz Joseph I. Von **P. v. Radics**	1
Die sociale Versicherung in Oesterreich. Von **Dr. Moritz Ertl**	42
Zur Ethnographie von Dalmatien. Von **Prof. Dr. Herm. Ign. Bidermann**	60
Michael Stotter. Ein kleiner Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Von **Prof. Dr. Adolf Pichler**	80
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn	109
Schauspiel. Von **Dr. Theodor Loewe.**	

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

Rothenthurmstraße 15.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue" erscheint in Monatsheften von durchschnittlich mindestens vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis ist ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Je sechs Hefte bilden einen Band.

Der Plan, welcher dem Unternehmen der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" zu Grunde liegt, ist aus dem im ersten (April-) Heft 1886 veröffentlichten Programm, sowie dem daselbst mitgetheilten Verzeichniß der dem Unternehmen gewonnenen Autoren und aus jenen Aufsätzen, welche in den nunmehr vorliegenden fünf Bänden zur Veröffentlichung gelangten, zu entnehmen. Besonders bemerkt sei noch, daß dem ersten Hefte das Hauptregister der „Oesterreichischen Revue", dessen neue Folge die „Oesterreichisch-Ungarische Revue" bildet, beigegeben ist.

Aus dem Inhalt der seit April 1886 erschienenen Hefte der Neuen Folge der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" seien folgende Aufsätze erwähnt:

I. Historisches, Zeitgeschichte und Biographie. Wilhelm von Tegetthoff. Von Joseph v. Lehnert. — Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung der Festung Gaëta durch die Oesterreicher im Jahre 1707. Von Amon v. Treuenfest. — Die Auersperge in Krain. Von Paul v. Radics. — Gabriel von Pechmann. Von Hermann Hallwich. — Die Gründung der Grazer Universität. Von Franz Mayer. — Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Von Edmund Schebek. — Die Stellung der nordamerikanischen Regierung zu den Ereignissen des Jahres 1848 in Oesterreich-Ungarn. Von Dr. Hans Schlitter. — Kaiser Joseph II. letzte Tage. Von A. T. — Graf Franz Stadion. Nach Briefen an Franz Freiherrn v. Pillerstorf aus den Jahren 1846–1848. Von Joseph Alexander Frhr. v. Helfert. — Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Von Adolf Beer. — Vergangene Tage in Oesterreich. Von Wendelin Böheim. — Franz Deák. Von Gustav Steinbach. — Die Geschichte von Abbazia. Von Paul von Radics. — Zu den Verwaltungsgrundsätzen des Kaisers Franz, ein Versuch. Von Max Rüdinger. — Tirolisches Jagdwesen in alter Zeit. Eine culturhistorische Skizze von J. C. Maurer. — Der Sturz der Republik Venedig und die erste Occupation der venetianischen Provinzen durch Oesterreich. Von Joseph v. Lehnert. — Joseph v. Sonnenfels und seine Schüler. Von Georg Deutsch. — Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Von Eugen Guglia. — Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österreichischen Verfassungsgeschichte. Von Dr. Gustav Steinbach. — Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Von Prof. Dr. Eugen Gelcich.

II. Oeffentlicher Unterricht. Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Von Friedrich Simony. — Unser gewerblicher Unterricht. Von Bruno Bucher. — Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Von W. Exner. — Die österreichisch-ungarischen Schifffahrtsschulen. Von E. Gelcich. — Das Volksschulwesen der Bukowina. Von S. Grünberg.

Habsburg-Denkmale in Oesterreich-Ungarn.

Geschichtserinnerungen aus Anlaß des 40jährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät Kaiser König Franz Joseph I.

Von P. v. Radics.

In der fürsterzbischöflichen Residenz in Olmütz kündet eine zeitgenössische Inschrift die weltgeschichtliche Thatsache der daselbst am 2. December 1848 nach der Thronentsagung Kaiser Ferdinand I. erfolgten Thronbesteigung Sr. k. u. k. Apostolischen Majestät unseres allergnädigsten glorreich regierenden Kaisers und Herrn Franz Joseph I.

Die 40. Wiederkehr dieses nicht allein für Oesterreichs Geschichtsentwickelung, sondern weit darüber hinaus hochbedeutsamen Tages, sie wird schon seit der letzten Jahreswende her allanklingend von den getreuen Völkern Oesterreichs ununterbrochen gefeiert, indem sich Freudesäußerung an Freudesäußerung schließt und diese die Länder hin sich festonartig aneinanderreihend, das Jahr selbst zu Oesterreichs schönstem Jubeljahr gestalten!

Aus der reichen Fülle von Dankeskundgebungen anläßlich des denkwürdigen 2. December 1888 sind aber als in die Zukunft ragende Denkmale der Völkertreue und Völkerfreude jene vielen und vielen Acte der Humanität zu verzeichnen, welche dem edlen und erhabenen Wunsche des hochsinnigen Kaisers entsprechend von Ländern und Städten, von Körperschaften und Einzelnen zum ewigen Gedächtniß der segenvollen 40jährigen Regierungszeit des allgeliebten

Monarchen geübt, jene vielen und vielen Stiftungen, welche in solcher Art zum Besten der Armen und Bedrängten, zum Zwecke der Bildung und Gesittung errichtet wurden. Brachte und bringt doch fast jeder Tag in diesem großen Jubeljahre die Nachricht von einer neuen derartigen Enunciation des freuderfüllten Volksherzens, des dankerfüllten Volkswillens!

Diese schönen Denkmale der Volkshumanität sind aber zugleich auch durch Anlaß und Anregung echte und rechte Habsburg-Denkmale, gleich all jenen, welche Zeit Seiner segenvollen Regierung der Kaiser König Franz Joseph I. in Seiner unendlichen Huld und Milde, und anknüpfend an die hohen Beispiele Seiner erlauchten Vorfahren so zahllos in allen Gauen Oesterreich-Ungarns aufgerichtet hat — der Mit- und Nachwelt zu Nutz und Vorbild!

Doch wer könnte die weithinleuchtenden Monumente des traditionellen Humanitätssinnes des Hauses Habsburg, selbst nur diejenigen aus der Epoche Kaiser Franz Joseph I. und da auch wieder nur die hervorragendsten einzeln namhaft machen?! Hierzu wie überhaupt zur Aufzählung aller wie immer gearteten hehren Habsburg-Denkmale in unserem weiten mächtigen Reiche bedürfte es wahrlich eines eigenen Buches, das dann freilich wohl ein eminentes patriotisches Haus- und Volksbuch wäre für ganz Oesterreich-Ungarn, ein unvergleichliches Lesebuch für unsere Jugend!

Ein solches uns vorbehaltend, beschränken wir uns in den nachfolgenden Zeilen zu dem gegenwärtigen hochfeierlichen Anlasse darauf, in bestimmten Gruppen jene Habsburg-Denkmale aufzuführen, welche in Stein und Erz und in den verschiedensten Formen und Gestaltungen die Macht und die Größe des Hauses Habsburg, dessen Liebe und Fürsorge für die Völker durch die einzelnen Mitglieder der erlauchten Dynastie, durch den Dank und die Verehrung für das hohe Haus und dessen Sprossen dauernd verkünden, sei es auf freiem lebenerfüllten Stadtplatze und in blühenden Anlagen oder in der frommen Stille des Gotteshauses, sei es namengebend

der Hochschule des Wissens oder der weltverbindenden Eisenstraße, sei es im Thale herunten an den Ufern bezähmter Wildbäche und Stromschnellen, oder hoch oben in der Alpenregion der „edelweißen“ Kaiserblume!

„Huldigungen.“

Im Kärntnerland im Moos des Zollfelds,
Da liegt ein Block auch uralt, fahl
— — — — — — — — — — —
Hier gab der Fürst einst diesen Gauen
Die Lehn', nachdem er selbst das Land
Zu Lehn erst nahm aus Bauershand.
— — — — — — — — — —
Vier Bäumchen sprießen aus den Matten
Liebreich das Mal zu überschatten;
Gefegt, besandet ward der Plan,
Mit ehernem Lanzengitter umfahn,
Drauf Goldschrift ruft dem Wandrer zu:
Vor Kärntens Herzogsstuhl stehst du.

— so schildert in seinem „Pfaffen von Kahlenberg“ Anastasius Grün — Anton Alexander Graf Auersperg — das Freiheitsmal der Kärntner, diesen Herzogsstuhl nächst des Landes alter Hauptstadt St. Veit, auf dem sich Jahrhunderte lang die eigenthümliche Ceremonie der Huldigung für Kärntens Herzoge vollzogen hat, zusammt der Ceremonie bei des Landes „andrem heil'gen Mal“, dem Fürstenstein, der einst auf Karnburgs Höhen gestanden und heute als archäologische Reliquie im Wappensaale des Klagenfurter Landhauses aufbewahrt wird.

Diese beiden Denkmale aus Kärntens Vorzeit sind zugleich auch Habsburg-Denkmale, da die Herzoge Otto der Fröhliche (1335), Albrecht (1338), Ernst der Eiserne (1414), Karl II. und sein Sohn Ferdinand — (als Kaiser, Ferdinand II.) — (1597) sich noch, theils an beiden althistorischen Stätten, theils, und zwar von Ernst ab nur mehr auf dem Zollfelde in solcher Form vom Kärntnervolke huldigen ließen. Die Staatsentwickelung Oesterreichs in der späteren Zeit ließ

auch diese Landessitte zurücktreten und verlegte wie in anderen Ländern so auch hier den Act der „Huldigung" in das Ständehaus der Hauptstadt!

Die weitaussehende politische That der Erwerbung des zeither vielbewährten „kaisertreuen" Tirol durch Herzog Rudolf IV. im Jahre 1365 fand in unseren Tagen unter der Regierung Kaiser Franz Joseph I. ihre huldigende Anerkennung durch die Errichtung des Rudolf-Denkmals auf einem der stattlichsten Plätze der Landeshauptstadt Tirols, des rasch aufstrebenden neuen Innsbruck; das herrliche Monument, ein Marmorbrunnen in gothischem Styl mit dem ehernen Standbild des „Stifters", ward 1865 im persönlichen Beisein Kaiser Franz Joseph I. enthüllt! Auf einem der ältesten Plätze Innsbrucks, auf dem Rennwege vor dem Theatergebäude, erinnert eine eherne Reiterstatue des Erzherzogs Leopold V. an die vielfach segenvolle Herrschaft dieses Habsburgers als Gouverneur und dann als Landesfürst in Tirol; sie ward 1628 aufgestellt und zeichnet sich besonders durch naturgetreue Schönheit aus.

Einem Triumphzuge glich die Reise, welche zur Entgegennahme der Erbhuldigung in den innerösterreichischen Landen mit dem ganzen Aufwande zeitgenössischen Pompes Kaiser Leopold I. im Herbste 1660 von Wien über den Semmering in die Steiermark, von da nach Kärnten, über den Loiblpaß nach Krain und von da nach Triest unternahm. Nachdem die glänzenden Feste, bei denen man z. B. im Fürstenhofe der Auersperge in Laibach gleichwie bei den deutschen Kaiserkrönungen purpurne Laufteppiche, die des Kaisers Fuß betreten, stückweise an das Volk vertheilte, schon geraume Zeit verrauscht waren, wurde in Triest, dessen zahlreiche Salzgärten unter Leopold durch den Schutz gegen die Salzeinfuhr aus Venedig einen immensen Aufschwung genommen, ein heute auf den Börsenplatz übertragenes Denkmal — ein Erzstandbild Kaiser Leopold I. — auf einer Marmorsäule dem Andenken an den glänzenden Kaiserbesuch gewidmet.

Den gleichen Weg wie sein Vater, hat auf seiner Huldigungsreise in dieselben Länder auch Kaiser Karl VI., der Begründer der

Freihäfen von Triest und Fiume, 1728 genommen; für die Herstellung des damals noch so bedeutsamen Verkehrsweges über den Loibl sagten dem Herrscher zwei an der Landesgrenze zwischen Kärnten und Krain stehende Steinpyramiden den Dank der Bewohner, in Laibach begrüßten ihn vom Vicedomthore an der landschaftlichen Burg seine und seines Vaters Kolossalbüsten aus carrarischem Marmor — seit dem Fallen der Stadtthore im Vestibule des Laibacher Rathhauses zu schauen — in Triest aber kündet noch heute auf der Piazza grande die Marmorsäule mit Karl's Standbilde, daß in die hochbeglückte Stadt der „Förderer des Handels" seinen Einzug gehalten, und in Fiume die am Frontispice des Lazareths befindliche Aufschrift, daß dieses „zum Schutze der Bevölkerung" bestimmte Haus „unser Augustus" aus seinen „Privatmitteln" erbaut hat.

Es war im Jahre 1765, daß Karl VI. unvergeßliche Tochter Kaiserin Königin Maria Theresia in Begleitung ihres Gemahls Kaiser Franz I. und mehrerer ihrer Kinder, darunter des römischen Königs Joseph II. und des Erzherzogs Leopold, Großherzog von Toscana, zu des Letzteren Vermählung mit der Infantin Maria Ludovica von Spanien über Kärnten nach Innsbruck, dem Orte der Hochzeitsfeierlichkeiten gezogen kam, auf der ganzen Tour dahin mit unendlichem Jubel begrüßt. Zur dauernden Erinnerung an diese Reise der allgeliebten Landesmutter errichtete man in Klagenfurt noch 1765 auf dem größten Platze (nächst des Lindwurmdenkmals) ein Standbild Maria Theresia's aus weichem Erz, das im Laufe der Zeiten schadhaft geworden, 1875 durch die Munificenz eines wackeren österreichischen Patrioten Karl Baron Schwarz durch eine Bronzestatue von Pönninger ersetzt wurde, bei deren feierlichen Enthüllung Kärntens Hauptstadt das hohe Glück genoß, Se. k. k. Hoheit den Kronprinzen Rudolf in ihrer Mitte zu begrüßen.

Doch kehren wir ins Jahr 1765 zurück! Der Magistrat von Innsbruck feierte den hochfreudigen Anlaß der Ankunft der Majestäten und der anderen Fürstlichkeiten durch die Aufrichtung einer improvisirten kolossalen Triumphpforte zu oberst der Neustadt, die später durch

einen dauernden Prachtbau aus Stein ersetzt wurde, an dessen Ausführung sich Maria Theresia selbst in reger Correspondenz mit dem Grafen Enzenberg berathend betheiligte und der in vollster historischer Treue nun auch das schrille Ausklingen jener Festlichkeiten allegorisch weiset, die tiefe Trauer nämlich in Folge des jäh erfolgten Todes des Kaisers in Innsbruck. An der Stelle der Hofburg daselbst aber, an welcher ihr „geliebter Franzl" so plötzlich aus dem Leben geschieden, ließ bekanntlich — wie wir der nächsten Abtheilung vorgreifend gleich hier bemerken — Maria Theresia eine Votivcapelle errichten.

Von dem den Künsten so besonders geneigt gewesenen Lothringer hat noch bei dessen Lebzeiten der Wiener Bildhauer Moll ein Denkmal gefertigt, das jedoch erst unter des Kaisers Enkel, Kaiser Franz I. von Oesterreich, 1819 in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien zur Aufstellung kam, und zwar im Hofgarten an der Kaiserburg selbst, daher die schöne Reiterstatue des Gemahls der Kaiserin Maria Theresia dem größeren Publicum weniger bekannt geworden.

Die 100. Wiederkehr des Jahres der durch Maria Theresia's hohen Sinn (1752) vollzogenen Gründung der k. k. Militär-Akademie in Wiener-Neustadt war der Anlaß, daß die zur Zeit der Erinnerungsfeier in der k. k. Armee dienenden ehemaligen Akademiker die Errichtung eines Maria Theresia-Monumentes inmitten des Parkgrüns der jedem Einzelnen liebwerthen so großartigen und wohlthätigen Anstalt beschlossen. Am 1. September 1862 ward, verherrlicht durch die Anwesenheit Kaiser Franz Joseph I., das von den Meistern Hanns Gasser und Fernkorn ausgeführte trefflich gelungene Denkmal für die „größte Frau auf Habsburgs Throne" enthüllt.

Und Sieg verkündend soll's hier ewig stehen!
Der Jüngling, der dies Haus betreten will,
Mög frommen Sinns bei diesem Denkmal flehen,
Daß ihn dein Geist, du Heldenfrau, erfüll'!
Und zieht er in die Welt, zuvor entblöße
Mit heil'gem Schwur er hier sein junges Schwert,
Daß er nur kämpfen will für Oest'reichs Größe
Und leben dein und deines Stammes werth! —

Wie Aeolsharfenklänge umtönen diese Schlußaccorde aus dem Festgesang, den zu jener Feier hochpatriotisch Joseph Weilen angestimmt, dies Habsburg-Denkmal für immerdar!

Der Begründerin des einheitlichen Oesterreich, der Schöpferin des österreichischen Staatsgedankens hat aber das großartigste Denkmal, das in Oesterreich überhaupt bisher geschaffen worden und „an dem sich fortan auch auswärtige Kunst wird zu messen haben", Se. Majestät Kaiser Franz Joseph I. im Centrum des Reiches angesichts der Hofburg auf dem großen weiten Platze zwischen den neuen Hofmuseen errichtet, das im jüngsten Mai zur hellen Freude Aller, denen das Andenken an Maria Theresia theuer, in selten schöner Feier enthüllt wurde. Nun steht das von Meister Zumbusch geschaffene Denkmal vor den Blicken der Welt, werth der vollsten Bewunderung.

„Wie Gold schimmert" — sagt Hevesi — „das Erz und wie Spiegel glitzern die steinernen Flächen. Gewaltig thürmt sich das Gebilde zusammen, schier wie ein Marmorpalast mit goldener Kuppel steht es auf dem weiten Raume, der ihm nichts anhaben kann, zwischen den längsten Gebäuden Wiens, die es nicht zu drücken vermögen. Es füllt gleichsam den Platz, dessen Mittelpunkt es bildet, es beherrscht ihn völlig. Es ist ein Denkmal, an dem jedes einzelne Stück wieder ein Denkmal ist . . . . Maria Theresia sitzt auf einem der reichsten Thronsessel, die jemals ersonnen worden, geflügelte Löwen tragen ihn und das Reichswappen schmückt die Rückenlehne. Sie ist in der Blüthe ihrer Schönheit dargestellt, voll Anmuth und Würde, die Krone ihres Geschlechts. Das Diadem schmückt ihr Haupt und der Hermelinmantel umwallt den majestätischen Wuchs, ohne die Büste zu maskiren und den Arm zu hindern, der sich frei ausstreckt, zum huldreichen Wink in die Tiefe hinab und in die Ferne hinaus, als stünden Hunderttausende um sie her." Außer der großen Kaiserin erhielten an diesem Denkmale acht bedeutende Zeitgenossen — Krieger und Staatsmänner — die an ihrem Werke der Neuschaffung Oesterreichs mit Rath und That mitgeholfen: Daun, Laudon, Traun und Khevenhüller hoch zu Roß an den vier Ecken vorspringend, zwischenhin die Standbilder

von Kaunitz und Haugwitz, von Wenzel Liechtenstein und Franz Lascy würdigen statuarischen Ausdruck.

Die zahlreichen Reisen, welche Kaiser Joseph II. in seinem weiten Reiche unternahm, um sich persönlich von den Verhältnissen in den verschiedenen Ländern zu überzeugen, haben ihre noch heute sichtbare huldigende Erinnerung in den vielen Denkmalen und Inschriftsteinen, die diesbezüglich aufgerichtet wurden; um nur einige zu nennen: hoch im Norden oben das Standbild im Lemberger Stadtwalde zum Gedächtniß an des Kaisers Anwesenheit 1780; eine Gedenktafel im Thale der Cermagua tief unten im Südosten an der dalmatinischen Grenze vom Jahre 1775; dann Aufschriften, welche Joseph II. Art zu reisen illustriren, im Gasthause zum weißen Lamm in Graz, wo Joseph beim bürgerlichen Gastgeber Widtmann 1768 27. Juli „einlogirt und gespeist"; an der Façade des Gasthofes zum Adler unter den Lauben in Innsbruck, wo er 1777 auf der Rückkehr aus Frankreich 29. und 30. Juli geweilt, und an der alten Post in Sterzing (1783); außerdem führen zahlreiche öffentliche und private Gebäude in Wien und in den Provinzen Namen und Schild: „Zum Kaiser Joseph".

Ein besonders populäres Denkmal ist jedoch das 1869 neuhergestellte sogenannte Bauerndenkmal zu Slawikowec in Mähren, welches gleich dem vom Fürsten Wenzel Liechtenstein sofort an Ort und Stelle errichteten Denkmale der Nachwelt die bekannte vielgeschilderte Episode aus Joseph's Leben kündet, wie der volksfreundliche Monarch 1769 am 10. August auf dem Gebiete der fürstlich Liechtenstein'schen Herrschaft Posorsic unweit Rausnic auf dem Felde eines Landmannes eigenhändig den Pflug geführt, welcher Pflug bei der mährischen Landschaft in Brünn noch heute bewahrt wird.

Kaiser Franz I. von Oesterreich war es, der seinem Oheime Joseph auf dem nach diesem benannten Platze bei der Wiener Hofburg das vom Bildhauer Zauner in treffender Aehnlichkeit ausgeführte, oft abgebildete Reiterstandbild widmete, das den Kaiser Joseph II. in römischem Gewande darstellt!

Dieses „sein Bild“ begeisterte Oesterreichs ersten Freiheitssänger Grün-Auersperg auf seinen „Wiener Spaziergängen“ zu dem Ausrufe:

Ja du bist es, weiser Joseph! Voll von Kraft und Mark und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie dein Leben all entlang.

Die „Rose“, welche der Sänger so gerne hätte sehen mögen „in der ehernen Hand“ des „Imperators“ als Sinnbild für Licht und Freiheit, wie sie von Maria Theresia's edlem Sohne ausgegangen, diese Rose, von der Dichterphantasie geschaut, sie kam in unseren Tagen zur Blüthenentfaltung für ihn; doch nicht in die „eherne Hand“ ward sie gedrückt, in Hunderten von Arten wurde sie dem Andenken Joseph's geboten in Wort und Schrift, in Bildern und Denkzeichen, die zusammengesetzt einen Riesenstrauß bilden der Liebe und der Dankbarkeit für den, dessen Regierungszeit für Oesterreich — wie Baron Teuffenbach so schön sagt — ewig denkwürdig bleiben wird, da er nach Johannes von Müller so groß war, daß man durchaus frei von ihm reden kann!

Die reiche Fülle von Liebe, welche Kaiser Franz I. den Völkern Oesterreichs zu allen Stunden entgegengebracht, ward ihm, der ihren Herzen auch noch durch seine echt österreichische Eigenart besonders nahe gestanden, in Freud und Leid mit dem Aufwande aller Liebe und Hingebung erwidert. In jener unvergleichlich schönen Huldigung, welche Oesterreichs größter Dichter Grillparzer in seiner classischen „Vision“ bei des Kaisers Franz Genesung aus schwerer Todeskrankheit (1826) dargebracht, faßt sich die volle Bedeutung der allgemeinen Bestürzung und des nachgefolgten allgemeinen Jubels der Völker in die Worte zusammen, welche dem auf das Flehen Aller das Todtenbett fliehenden Würger in den Mund gelegt sind:

Nicht über meinen Auftrag geht die Pflicht,
Ich ward gesandt, ein einzig Herz zu brechen,
So viel tausend Herzen brech' ich nicht.

In der That ein Habsburg-Denkmal in der Weltliteratur, wie man es großartiger kaum denken kann!

Auf dem inneren Burgplatze in Wien hat dem „Vater des Vaterlandes" der Sohn und Nachfolger in der Regierung Ferdinand I. 1846 durch den Mailänder Marchesi das Franz I. im Vließornat darstellende Denkmal errichtet. Die allegorischen Gestalten: Religion und Stärke, Gerechtigkeit und Friedensliebe, umrahmen als Personificationen seiner hehren Tugenden das eherne Standbild des Monarchen, der als untilgbare Richtschnur für alle Zeiten seinen Wahlspruch: Justitia regnorum fundamentum auf das Thor der Kaiserburg geschrieben.

Wenige Jahre vor der Errichtung des Wiener Franzens-Monumentes war ein solches in Graz (1841) auf dem regulärsten und schönsten Platze — dem heutigen Franzensplatze — vom gleichen Meister und in ähnlicher Ausführung zur Aufstellung gelangt. Standbilder Franz I. finden sich außerdem noch: in Prag auf dem Franzensquai ein schönes Reiterbild von Kranner und Max, und in Stanislau in Galizien; wohlgelungene Büsten aber trifft man unter anderen im Landhause zu Klagenfurt, im „Joanneum" zu Graz (beide von Kißling) und im freskengeschmückten Rathssaale zu Brünn. Im Osten der Monarchie „in der politischen Hauptstadt Siebenbürgens im Emporium der Magyaren", wie ein neuerer Ethnograph Rudolf Bergner Klausenburg nennt, begegnen wir einer vierseitigen Pyramide, die in ungarischer Sprache die Anwesenheit Franz I. und seiner Gemahlin Karolina Augusta daselbst im Jahre 1817 verkündet.

Als „die erste größere That der wiedererwachten plastischen Kunst in Oesterreich" darf aber bezeichnet werden das auf dem äußeren Burgplatze in Wien stehende, von „Kaiser Franz Joseph I. dem Erzherzoge Karl von Oesterreich" gewidmete, und 1860 feierlichst enthüllte kolossale eherne Reiterstandbild des „Siegers von Aspern" auf gebäumtem Roß mit hochgeschwungener Fahne den Zachgrenadieren voran, das kühne und so populär gewordene Werk Meister Fernkorn's; zwölf Schilde mit zwölf durch Bänder verbundenen Lorbeerzweigen nennen die Schlachten, bei denen Erzherzog Karl siegreich mitgewirkt, der ebenso große als bescheidene Held, der bei seinen Lebzeiten jede Huldigung für sich abgelehnt, so

auch den schon 1801 vom König von Schweden beim deutschen Reichstag angeregten und von diesem unbedingt angenommenen Vorschlag der Errichtung eines Erzherzog Karl-Monumentes von Seite Deutschlands.

Zur Erinnerung an des Vaters glorreichen Sieg bei Aspern ließ 1858 der bald darnach selbst auf Italiens sonnigen Gefilden so glorreich sieghafte Sohn Feldmarschall Erzherzog Albrecht für das Schlachtfeld von Aspern durch Fernkorn ein Denkmal ausführen, darstellend einen großen steinernen Löwen auf hohem Sockel, welcher seinen Kopf auf den Helm eines französischen Kürassiers stützt; die Aufschrift aber lautet so ganz im Sinne Erzherzog Karl's: „Dem Andenken der am 21. und 22. Mai 1809 ruhmvoll gefallenen österreichischen Krieger." Der alte österreichische Armeegeist, er spricht aus diesen Worten der Widmung zu uns kurz und bündig, der alte österreichische Armeegeist, der noch heute die Reihen unseres ruhmreichen Heeres erfüllt, wie ihn auch der österreichische Dichter, der dies Löwendenkmal besungen, August Silberstein, vorschauend in die Zukunft noch, in die schönen Verse faßt:

Und wenn das Land gefährdet,
Da brüllt der Riesenleu —
Die alten todten Streiter,
Die alten todten Reiter
Kommen mit Karl herbei!

„Prinz Johann", wie den Wohlthäter aller österreichischen Alpenlande unvergleichlichen Andenkens, der Volksmund den Erzherzog Johann nennt, der die Steiermark unter allen aber ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte, erhielt denn auch in der Hauptstadt dieses durch seine Fürsorge so vieler und so großer geistiger und materieller Förderung theilhaftig gewordenen Landes ein würdiges Denkmal auf dem Hauptplatze in der Gestalt eines Erzstandbildes von Pönninger über einem von den Personificationen der vier Hauptflüsse des Landes, der Mur, Enns, Drave und Save umgebenen Monumentalbrunnen. Der feierlichen Enthüllung 1878 wohnten Se. Majestät Kaiser Franz Joseph I. und die Familie des

Erzherzogs, Anna Gräfin von Meran und deren Sohn Franz Graf von Meran bei, und da eben auch Oesterreichs tapfere Truppen, darunter auch Steiermarks stets bewährte Söhne auf den Schlachtfeldern Bosniens kämpften, hob der Monarch die Opferwilligkeit der Bevölkerung hervor und schloß die Rede mit den Worten: „Meine Anwesenheit bei dem heutigen Feste wird dem Lande und der Landeshauptstadt ein untrügliches Zeichen sein, wie werth Mir Jene sind, die treu zu ihrem Kaiser stehen und warm ihr Vaterland lieben."

Ungarns vielverdienter und hochgefeierter Palatin Erzherzog Joseph († 1847) hat auf dem nach ihm benannten Josephsplatze in Budapest ein schönes, nach des Münchners Hallwig Modell in Erz gegossenes Denkmal, welches die Stadtgemeinde Pest 1860 errichten ließ. Das Standbild stellt den Palatin in weitherabwallendem St. Stephansornate und unbedeckten Hauptes dar, in der Rechten den Kalpak haltend; die Ausschmückung des Ordensgewandes ist durch eine sorgfältige, bis ins Detail gehende Ciselirung nachgebildet.

Dem Erzherzoge Ferdinand Maximilian — dem unglücklichen Kaiser Max von Mexiko — der auch noch als Regent jenseits des Weltmeeres immer mit Vorliebe der österreichischen Marine gedacht hat, zu deren Entwickelung er so viel beigetragen hatte, erstanden an den Ufern der blauen Adria zwei schöne Denkmale, Erzstandbilder von vollendeter Conception und Ausführung; das eine in dem vom Erzherzoge so sehr geliebten Triest auf der Piazza Giuseppina, das andere in Oesterreich-Ungarns unter Kaiser Franz Joseph I. geschaffenen und mächtig ausgestatteten Kriegshafen von Pola inmitten eines lauschigen Bosquets in den Anlagen von San Polycarpo. Und ein drittes Maxdenkmal, gleichfalls ein Erzstandbild, erhebt sich seit 1872 auf dem Kirchenplatze in Hietzing bei Wien, und die an Hietzing angrenzenden Parkanlagen führen nach dem Erzherzog den Namen Maxing.

Die „Huldigungen" nun aber, die unserem glorreich regierenden Monarchen Kaiser Franz Joseph I. in der Zeit Seiner 40jährigen Regierung dargebracht worden und heute bei der Feier des selten schönen Gedenktages dargebracht werden, jede für

sich ein laut und klar in die Zukunft redendes „Habsburg-Denkmal“, sind so überaus zahlreich, daß eine detaillirte Aufzählung und Schilderung derselben für sich einen Folioband beanspruchen müßte. Bei jeder der vielen und wiederholten Reisen des Kaisers in die einzelnen Kronländer, bei jedem festlichen Anlasse, bei jeder Gelegenheit, die den getreuen Völkern sich ergiebt, ihre Loyalität für die Dynastie und speciell für die Allerhöchste Person des Monarchen zum Ausdrucke zu bringen, wetteifern alle Nationen und Confessionen in dem einen Bestreben, ihre Liebe und Hingebung an das Herrscherhaus, an den Kaiser und König Franz Joseph I. stets neu zu bekräftigen. Diese sind das starke Band, das alle Völker Oesterreich-Ungarns unlöslich verbindet und in der Bethätigung dieser Liebe und Hingebung bewahrheiten die Völker in schönster Weise die Kraft des herrlichen Wahlspruches ihres Kaisers und Königs: Viribus unitis!

Am ausdrucksvollsten und glänzendsten huldigten aber bisher ihrem gefeierten Monarchen Franz Joseph I. und Seiner allverehrten erlauchten Gemahlin der Kaiserin Königin Elisabeth Oesterreich-Ungarns Völker an jenem 27. April 1879, als sich die wunderprächtige, durch Sein kaiserliches Wort entstandene „Ringstraße“ entlang jener farbenstrahlende Makart'sche Festzug zur Feier der silbernen Hochzeit der Majestäten vor das Kaiserzelt auf dem Festplatze beim äußeren Burgthore bewegte, der, selbst ein ewig leuchtend Habsburg-Denkmal, durch Tradition und künstlerische Nachbildung erhalten bleibt den spätesten Geschlechtern.

Obelisken und Standbilder, Büsten und Denksteine sind in allen Theilen des österreichisch-ungarischen Staates zu finden, die uns an diese und jene Anwesenheit des Monarchen erinnern und in besonders denkwürdigen Fällen huldreiche Gegengaben des Kaisers für dargebrachte Huldigungen repräsentiren, so z. B. die Büsten Franz Joseph I. für Graz und Laibach im Jubeljahre der 600jährigen Zugehörigkeit von Steiermark und Krain zum Hause Habsburg, huldreich gespendet von Seiner Majestät auf der unvergeßlich schönen Kaiserreise 1883. Wir begegnen aus Anlaß der Kaiserbesuche in der

Monarchie an Kirchen und in Schulen Gedenktafeln an den Eintritt Franz Joseph I., und in Millionen künstlerischer Nachbildungen in Oel und Kupfer, in Litho- und Photographie, in Heliogravure und Phototypie, und wie all die neueren und neuesten Reproductionen heißen, schmückt des Kaisers Porträt Palast und Hütte in allen Ländern Oesterreich-Ungarns.

Und nicht blos in den altangestammten Ländern, auch im Occupationsgebiete erhebt sich schon ein Denkmal der hohen Freude über den ersten Besuch des Kaisers und Königs Franz Joseph I. in unseren Reichslanden.

Am 24. October 1887 hat in Bosnisch-Brod die Enthüllung dieses Franz Joseph-Denkmals stattgefunden. Das 9 Meter hohe Monument, 600 Schritte von der Savebrücke auf der rechten Seite stehend und weithin sichtbar, trägt in Goldbuchstaben mit türkischen und cyrillischen Lettern und zugleich auch in deutscher Sprache die Inschrift: „Errichtet zum Andenken an die erste Anwesenheit Sr. Apostolischen Majestät des Kaisers und Königs in Bosnien am 16. September 1885 von der Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina 1887.“ Dasselbe wurde mit bedeutenden Kosten aus freiwilligen Beiträgen hergestellt und an der feierlichen Enthüllung nahmen Deputationen aus allen Gegenden Bosniens und der Herzegowina theil.

Wir werden überdies im Verlaufe unserer weiteren Darstellung in den einzelnen von uns getroffenen Abtheilungen dieser Zeilen noch jederzeit auf eine Reihe von Huldigungen in Stein und Erz hinweisen können, die von Seite der Völker Oesterreich-Ungarns unserem Kaiser und Herrn Franz Joseph I. dargebracht wurden und eben dargebracht werden.

Ein von des Meisters Zumbusch' Meißel gefertigtes besonders gelungenes Marmorstandbild Kaiser Franz Joseph I. gelangt anläßlich der eben stattfindenden Jubiläumsfeier in den Räumen des prachtvollen, unter Kaiser Franz Joseph I. entstandenen neuen Wiener Universitätsbaues, und zwar im Stiegenhause zu den juridischen Hörsälen zur Enthüllung, darstellend den Monarchen im Toisonordenskleid als Schützer und Förderer der Wissenschaften!

Der Franz Josephsplatz in Budapest, auf dem vor zwanzig Jahren der Krönungshügel stand, den hinansprengend Kaiser Franz Joseph I. die üblichen Schwerthiebe als König von Ungarn führte, ist ausersehen worden, inmitten der Anlagen ein Reiterstandbild des Monarchen aufzunehmen, welches Ungarn seinem Könige widmen will!

Kirchen- und Votivdenkmale.

Wie die Kunst im Mittelalter fast ausschließlich im Dienste der Kirche gestanden, von der sie die Hauptmotive für ihre Darstellungen erhielt und an deren gottgeweihten, himmelanstrebenden Bauten sie sich im großen Style ausgestalten konnte, so ist es demnach auch die Kirche in Oesterreich, welche uns auch zahlreiche künstlerisch hochbedeutsame Habsburg-Denkmale vorführt.

Der altehrwürdige Dom zu St. Stephan in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien ist es, in dessen Kaiserchor wir das bedeutendste Kunstwerk dieser Art aus früher Zeit bewundern, das prachtvolle Monument Kaiser Friedrich III., von Meister Nicolaus Lerch gefertigt, mit der schön ausgeführten Gestalt des vielgeprüften Monarchen im Kaisergewande mit Reichsapfel und Scepter in den Händen, umrahmt von reicher figuraler Darstellung mehr als 240 Gestalten, darunter auch die Standbilder der deutschen Reichsfürsten. Außerdem enthält diese Kathedrale bekanntlich auch das schöne Monument für Herzog Rudolf IV. den „Stifter".

Das in voller Abgeschiedenheit der Waldberge im Nordwesten von Graz so lieblich und traulich gelegene Cistercienserkloster Rein birgt in seiner ansehnlichen Kirche das vermuthlich gleichfalls von Meister Lerch gefertigte Marmorbildniß des Vaters Friedrich III., des Herzog Ernst des Eisernen in voller Rüstung mit dem Erzherzogshut und langwallendem Mantel.

Eine ganze Reihe von Habsburg-Denkmalen, durchwegs erzgegossene überlebensgroße Standbilder habsburgischer Fürsten und Fürstinnen — darunter auch die Standbilder Rudolf I. von Habsburg und Philipp I. von Spanien — umstehen das heute, dank der so hoch

gesteigerten Reiselust alljährlich von Tausenden und Tausenden bewunderte und durch Abbildungen aller Art in der ganzen Welt bekannte Votivdenkmal des „letzten Ritters" Kaiser Max I. in der Hofkirche zu Innsbruck, welches uns das erzgegossene Bild des knienden Kaisers weiset.

In dem auf sonniger Höhe im Oberinnthal Tirols, an der Route zum Arlberg von links her grüßenden Cistercienserstifte Stams überrascht uns beim Eintritte in die imposante Kirche — mit ihren zweien bis zum Gewölbe ragenden versilberten, von Adam und Eva ausgehenden Stammbäumen des Menschengeschlechts, statt eines Hochaltarbildes — eine Fülle von vergoldeten Statuen im Chor und Schiff der Kirche, fast ausschließlich Habsburg-Denkmale, Bildnisse mehrerer hier ruhender Erzherzoge, unter anderen der Regenten Tirols, Friedrich „mit der leeren Tasche" und Sigismund I.

Die von Jagello 1471 erbaute Königsgruft in der gothischen Schloßkirche der alten polnischen Krönungsstadt Krakau birgt auch die Gebeine mehrerer habsburgischer Fürstinnen, Gemahlinnen polnischer Könige, darunter auch jene der Königin Elisabeth, Tochter Albrecht V. von Oesterreich, der Mutter Casimir des Heiligen; über dieser Gruft ließ die Pietät Kaiser Franz Joseph I. einen würdigen Sarkophag herstellen, in doppelter Bedeutung ein erhabenes Habsburg-Denkmal im Polenlande!

Von tiefem Pietätsgefühl für seine erlauchten Ahnen erfüllt, ließ Kaiser Franz Joseph auch in der Kirche der ehemaligen Cisterze Neuberg im romantischen Mürzthale die Gruft des rosenbekränzten Habsburgers Otto des Fröhlichen, des Stifters von Neuberg, stylvoll renoviren und spendete unser Monarch die Summe von über 50.000 fl. zur Restaurirung des die Gruft Kaiser Rudolf I. einschließenden Domes zu Speyer, wo auch der verwandte König Ludwig I. von Bayern das Andenken an den Gründer des habsburgischen Kaiserhauses durch Errichtung eines Denkmales von Schwanthaler's Meisterhand erneuert hat.

In dem heute den kunstsinnigen „Beuronern" überlassenen ehemaligen Augustiner-Chorherrnstifte Seckau in der oberen Steier-

mark begegnen wir dem lebensgroßen Bildnisse des Regenten von Inneröſterreich im Zeitalter der Reformation Erzherzog Karl II. von Steiermark.

Die Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II., die in Böhmens Hauptstadt, im „goldenen Prag" Hof gehalten, sie haben in dem Mittelschiffe des St. Veitsdomes auf dem Hradschin ihre von Colin 1589 in Alabaster kunstvollst ausgeführten Standbilder. Vom selben Meister rühren die in der sogenannten silbernen Capelle der Hofkirche zu Innsbruck befindlichen Denkmale Ferdinand's von Tirol und seiner Gemahlin, der schönen Philippine Welser.

Nachdem der Allerhöchste Hof seine dauernde Residenz in der durch Lage und Bedeutung hierzu gleich vorbestimmten Stadt an der „schönen blauen Donau", in Wien genommen, ward fortan diese Stadt wie die Wiege, so auch die ewige Ruhestätte der Mitglieder des Hauses Habsburg, und die von Kaiser Mathias I. Gemahlin, der Kaiserin Anna, bei den P. P. Kapuzinern gestiftete Kaisergruft ist also gleich der alten Kaisergruft bei St. Stephan und den größeren Habsburg-Grüften in Tulln und St. Paul (in Kärnten) auch ein kirchliches Habsburg-Denkmal in hervorragendstem Sinne!

Das herrlichste Habsburg-Denkmal in der Kirche ist aber das allbekannte wundervolle Werk Canova's in der Augustiner Hofkirche zu Wien, das Albert von Sachsen-Teschen der „besten Gattin", Marie Christine, der Tochter Maria Theresia's gewidmet hat; „niemals" — sagt Vincenti so schön — „hat der Meißel dem Marmor wehmüthigeren Zauber entlockt, niemals hat ein Gedächtniß-monument der Liebe so tief die Empfindungen andachtvoller Trauer und ergebnißvoller Todesheiterkeit erweckt, wie dies Werk des großen Venetianer Meisters". Die Todtencapelle derselben Kirche umschließt das Denkmal für Kaiser Leopold II. von Zauner.

In der schönsten Kirche Ungarns, in dem vom vorspringenden Hügel in den Fluthen der Donau sich spiegelnden Dome zu Gran schaut man das schöne Monument für Erzherzog Karl Ambros, Primas von Ungarn, den Enkel Maria Theresia's.

Den fernen Süden Tirols, das reizende Bozen, hat sich Erzherzog Rainer († 1853) zur letzten Ruhestätte auserſehen und für einen einfachen Grabstein in der dortigen Stadtpfarrkirche eine Legende in deutscher Sprache, „Mein Glaube" betitelt, bestimmt, worin es u. A. heißt:

Die Nacht, die mich hier decket,
Bis mich der Engel wecket,
Ist kurz; dann ruft mein Heiland mich
Dorthin, wo Niemand stirbt, zu sich.

Und nicht ferne davon, auf Schloß Schönna bei Meran, nahe dem Passeierthale, der Heimath Andreas Hofer's, kündet in einer prächtigen gothischen Capelle ein kunstvolles Denkmal die Ruhestätte des Erzherzogs Johann.

* * *

In jenem Gemache der einstigen kaiserlichen Burg, nun eines fürstlich Auersperg'schen Schlosses zu Wels in Oberösterreich, in welchem Kaiser Max I., der „letzte Ritter", am 12. Januar 1519 seine Augen schloß, bewahrt ein Votivbild die Erinnerung an dieses weltgeschichtliche Datum, und eine zeitgenössische gereimte Inschrift singt das Lob dessen, der

Den gemeinen nutz so hoch geacht
auch sein hochst kayserlich ambt dermals betracht
Das er in noten khain gefar hoch gewegen
gemainen nutz fürgesetzt seinem eigen leben
soliches hat jm gemacht groß lob und gunst
ist auch der regierung rechte Kunst
Dadurch jm genaigt ward jedermann
besonder treues herz vnd gemüet der unterthan
Wol gewißt zu we er sey geboren
zu was ambt jn got hat auserkoren
Das selb sein löblich regimendt
hat er seligklich dits orts geendt.

„Theuerdank-Maximilian" hat aber auch selbst Zeit seines Lebens ein noch heute erhaltenes Votivdenkmal errichtet, und zwar in der Grotte an der Martinswand, unweit Innsbruck, wo er die so viel geschilderte Aventure des Festgebanntseins auf unzugänglichem

Felsen erlebt, und wo er aus Dankbarkeit für die glückliche Errettung ein 40 Fuß hohes Crucifix mit zwei daneben knienden Gestalten aufrichten ließ.

An den hochromantischen Felsengen beim „todten Weib" im oberen Mürzthal, und zwar zunächst des Wasserfalles daselbst, hat in unseren Tagen das liebende Tochterherz der Erzherzogin Marie Valerie eine Votivtafel anbringen lassen, welche den Wanderer daran erinnert, daß an dieser Stätte ein Unfall, dem die geliebte Mutter, unsere gefeierte Kaiserin Königin Elisabeth, ausgesetzt gewesen, glücklich abgewendet worden.

Seiner unendlichen Fürsorge für die Förderung des der Steiermark so hochwichtigen Eisenbergbaues gab „Prinz Johann" einen weihevollen Ausdruck, den er durch Aufrichtung eines aus steierischem Eisen gegossenen, weithin sichtbaren Kreuzes mit dem überlebensgroßen Bildnisse des Heilands auf dem Erzberge vollzog, welches Votivdenkmal in einem daran angebrachten Gemälde von L. Schnorr den Erzherzog in weiße Bergmannstracht gekleidet, auf den Knien darstellt. In der in den Grundstein eingesenkten Widmungsurkunde schrieb Erzherzog Johann unter Anderem: „Das Wohl der Menschheit ist mein Höchstes, mein Vaterland, meinen Kaiser, meine Berge habe ich geliebt und werde sie bis an mein letztes Ende treu lieben." Das Volkslied zum Kreuze auf dem Erzberg, es gab als dankerfülltes Echo die Aufforderung:

— laßt uns zum Heiland, deß Bild wir dort sehen,
Um Segen für Fürsten und Vaterland flehen.
Das Haus, das den Erzberg, das Land auch bewacht,
Hat Gott ja so gnädig zum Erzhaus gemacht.

In der Kirche in Chlum hat Kaiser Franz Joseph I. — nach dem Besuche des Schlachtfeldes von Königgrätz am Allerseelentage 1866 — den in der Schlacht vom 3. Juli gefallenen Kriegern der vereinigten österreichischen und sächsischen Armee ein schönes Denkmal gewidmet; auf mächtigem Sockel von rothem Marmor erhebt sich eine trauernde Engelsgestalt aus weißem Marmor, einen Kranz auf das Kopfende eines Kreuzes niederlegend, unterhalb liest man die Verse:

Ein mächtiger Adler ihn stets umkreiset
Mit schwerem Flügelschlage,
Der Kaiser das Schlachtfeld bereiset
Am Allerseelentage.

Votivdenkmale großen Styls, und zwar als Kirchenbauten aufgeführt, zählt die kaiserliche Residenzstadt vier in ihrem Weichbilde: die nach Aufhören der verheerenden Pestseuche von Maria Theresia's Vater, Kaiser Karl VI., gelobte und ausgeführte wahrhaft monumentale Karlskirche, die in der ehemaligen Vorstadt Breitenfeld vom Wiener Kirchenbauvereine 1840 zum Andenken an Kaiser Franz I. erbaute Franzenskirche, die zur Erinnerung an die 1854 vollzogene Vermählung der Majestäten Franz Joseph I. und Elisabeth gewidmete schmucke Elisabethkirche auf der Wieden, und die zum Danke für die glückliche Errettung des Kaisers 1853, über Anregung weiland des Erzherzogs Ferdinand Maximilian gelobte, herrliche Heilands-Votivkirche.

Die völkerbeglückende Errettung des nun Seine 40jährige Regierung allumjubelt feiernden Monarchen begingen damals einmüthig dankerfüllt die getreuen Unterthanen durch eine Reihe von milden Stiftungen und im Alpenlande Kärnten die gewerbfleißigen Waffenschmiede von Ferlach durch Errichtung eines ebenso bescheidenen als sinnigen Denkmals aus Stein und Erz, das ein offenes Museum der Kärntner Felsarten und Mineralien darstellt, damit zugleich die edle und feste Treue der Bewohner dieses Stammlandes der habsburgischen Dynastie in Oesterreich ausdrückend.

In der prächtigen Votivkirche in Wien aber, die in ihrer meisterhaft einheitlichen Vollendung der künstlerisch bedeutendste Kirchenbau des heutigen Oesterreich zu nennen, haben Kronprinz Rudolf, Erzherzogin Gisela im Vereine mit ihrem Gemahl Prinzen Leopold von Bayern und Erzherzogin Marie Valerie aus Anlaß der silbernen Hochzeit der Majestäten ein mit den Bildnissen der Fürstlichkeiten geschmücktes Votivglasgemälde für eines der gothischen Kirchenfenster gespendet; ein Votivbild, das noch den spätesten Geschlechtern ein Denkmal sein wird der schönsten und reinsten Kindesliebe, jener Kindesliebe und hohen Kinder und Eltern gleich beglückenden Ver-

ehrung, wie sie im erlauchten Kaiserhause traditionell und an sich in allen Zeiten ein ethisches Habsburg-Denkmal edelster Art und Fassung!

Am 19. November d. J. fand im Officierstöchterinstitute in Hernals bei Wien die feierliche Einweihung der neuerbauten prächtigen Hauscapelle durch Se. Eminenz den Cardinalfürsterzbischof von Wien Dr. Cölestin Ganglbauer statt, in welcher Capelle eine Votivtafel mit folgender Inschrift angebracht ist: „Diese Capelle wurde im 40. Jahre der segensreichen Regierung des Kaisers und Königs Franz Joseph I. erbaut und am 19. November 1888 dem Namensfeste der obersten Schutzfrau dieses Instituts der Kaiserin und Königin Elisabeth vollendet und geweiht."

Se. Majestät der Kaiser geruhten am 21. November — zurückgekehrt aus München von der Leichenfeier Sr. königl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Herzog Max in Bayern, des Vaters Ihrer Majestät der Kaiserin — dem ersten in dieser neuen Hauscapelle von Sr. Eminenz persolvirten feierlichen Gottesdienste in Begleitung des Kronprinzenpaares und der Herren Erzherzoge Wilhelm und Rainer, sowie der ersten Würdenträger des Reiches beizuwohnen und bei der gefolgten Besichtigung der Anstalt auf die Ansprache der Obervorsteherin u. A. die folgenden erhabenen Worte zu erwidern: „So möge denn der himmlische Segen, welcher jetzt für dieses Gotteshaus erfleht wurde, auch über der ganzen Anstalt walten zum Troste so vieler Braven Meiner Armee, denen es im schweren Kampfe des Lebens oder in ihrem letzten Augenblicke auf dem Felde der Ehre gewiß eine Beruhigung gewährt, ihre hülfsbedürftigen Töchter einem Institute anvertraut zu wissen, wo sie so liebevoll aufgenommen, sich eine gründliche Ausbildung und dadurch eine gesicherte Lebensstellung erwerben können." —

„Litteris et artibus."

In einem schönen Garten steht
Der Baum, darin ihn pflanzen thät
Ein Gärtner, ein gar edler,
Herzog Rudolf von Oesterreich
War dieser Gärtner lobereich.

Dem Fürsten gieb die Gnade, Herr,
Für den man bitten soll.
Der Garten, Wien in Oesterreich
Ist's, und der Baum ehrwürdiglich,
Das ist die hohe Schule.

Nicht zutreffender hätte der mittelalterliche Dichter Oesterreichs Michel Beheim charakterisiren können die von Herzog Rudolf IV. 1365 vollzogene Stiftung der hohen Schule zu Wien, der alten mächtigen, und heute schöner denn je grünenden Eiche inmitten des immer größer und schöner werdenden Gartens Wien, dieses in die Jahrhunderte reichende Habsburg-Denkmal, das weit hinausschaut und weit hinausgreift in alle österreichischen Lande!

Er, der nach den Worten des Dichters „selbst ein Monument", Kaiser Max I., der auch „groß gewesen in ernsten Dingen", er hat diese Hochschule des Wissens zu besonderer Blüthe gebracht, er, der selbst Gelehrter und Schriftsteller mit gelehrten Männern und Künstlern wie Dürer, Cranach, Celtes, Cuspinian und Anderen verkehrte, er, der die kaiserliche Hofbibliothek begründete — auch ein Habsburg-Denkmal von hoher Bedeutung und unschätzbarem Werthe — er hat aber auch schon Wien als den vor allen geeigneten Sitz für eine Akademie der Wissenschaften erkannt und hier die gelehrte Donaugesellschaft, die jedoch durch die Ungunst der gefolgten stürmischen Zeiten sich wieder aufgelöst, ins Leben gerufen.

Dem „gekrönten Componisten" Kaiser Leopold I. gelang es aber trotz der vielen Kriege, in die sein Jahrhundert ihn verwickelt, die kaiserlichen Kunstsammlungen in seiner Residenzstadt derart zu bereichern und in Stand zu setzen, daß dieselben schon in seinen Tagen zum Magnet wurden für den Fremdenzufluß in Wien, und daß fremde Gelehrte und Künstler sich in dithyrambischer Begeisterung über die hier gesammelten Kunstschätze ergingen.

Diese später so viel vermehrten kaiserlichen Kunstsammlungen, heute durch den erhabenen Förderer von Kunst und Wissen, Kaiser Franz Joseph I. in ein neues, wahrhaft kaiserliches Heim, in die neuen Hof-

museen eingeführt, bilden in diesen und mit diesen Denkmäler des Hauses Habsburg aus der Epoche unseres glorreich regierenden Kaisers; Denkmäler, von denen vor Allem der Satz gelten mag, daß sie versteinerter Musik gleichen, deren Grundton aber das Leitmotiv aller Handlungen Franz Joseph I., die Größe und Würde Seines Oesterreich.

Auch die von Maria Theresia 1767 und 1768 gegründeten Akademien des Zeichnens, Kupferstechens, Gravirens und Poussirens hat Kaiser Franz Joseph als k. k. Akademie der bildenden Künste auf die Höhe der modernen Schule erhoben, desgleichen eine andere für das Staatsleben so hochbedeutende Stiftung der großen Kaiserin nach kurzem Bestande schon die Pflegestätte hervorragendster Staatsmänner — das „Theresianum", sowie die an Joseph II. humanitäre Gründung des Wiener allgemeinen Krankenhauses angeschlossenen Kliniken, denen Kaiser Franz Joseph durch munificente Förderung ihrer hohen wissenschaftlichen Zwecke jenen Weltruf ermöglichte, den die Celebritäten der „Wiener medicinischen Schule" unter Seinem erhabenen Schutze hier inauguriren konnten.

Die im Jahre 1846 von Kaiser Ferdinand I. gegründete kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien erhielt ihre volle Entwickelung zum heutigen Stande unter Kaiser Franz Joseph I., Allerhöchstwelcher überhaupt der Kunst und dem Wissen jedmögliche Unterstützung in der liberalsten Weise angedeihen läßt. Gesellte doch unser gefeierter Monarch nach dem Intervalle habsburgischer Hochschulgründungen in Oesterreich: der Karl Franzens-Universität in Graz (1586), der Leopold Franzens-Universität in Innsbruck (1673), der Lemberger (1784) in seiner Regierungsepoche an der äußersten Grenze seines Reiches, im Osten eine neue, die Franz Joseph-Universität in Czernowitz, der bei ihrer 1875 erfolgten feierlichen Eröffnung Victor von Scheffel den begeisterten „Salamander rieb":

Heil dir, gewaltig Oesterreich,
Heil Wissen dir im Osten,
In Sprachen bunt, im Geiste gleich,
Zieh'n wir am Pruth auf Posten.

Nun blühe, jüngster Musensitz,
Francisco-Josephina,
Frau Muse lehrt in Czernowitz
Und schirmt die Bukowina.

Auch geruhte der Kaiser zu gestatten, daß die zu Agram gegründete Universität für Kroatien den Namen Franz Joseph-Universität führen dürfe.

Den Museumsgründungen in Oesterreich aus früheren Tagen, die theils über Anregung von Mitgliedern des Kaiserhauses entstanden, theils deren Namen führen konnten — so das in aller Welt bekannte „Joanneum" in Graz, begründet vom „Prinzen Johann", das Ferdinandeum in Innsbruck, das Francisco-Carolinum in Linz — reihen sich unter Kaiser Franz Joseph I., dessen unvergängliches Verdienst um die Begründung der neuen Hofmuseen in Wien bereits herausgehoben worden, die neuen Museen in Klagenfurt und Laibach an, die gleich dem Künstlerhause in Prag den Namen „Rudolfinum" tragen, nach dem erlauchten Namen des Kronprinzen.

Welch vielverheißendes Zeichen dieser Name Rudolf für die neuen Gründungen! Ein Name, dessen Träger, so jung auch noch an Jahren, bereits glänzt in mehr als einer Wissenschaft, der Name eines Gelehrten und Schriftstellers, der als solcher den Besten seiner Disciplinen sich anschließt — Ehrendoctor der Universitäten Wien und Budapest — und in einem durch Anlage und Ausführung gleich monumentalen, von seiner glücklichen Feder meisterhaft eingeleiteten Werke selbst ein Habsburg-Denkmal ganz eigener Art geschaffen, das für heute schon und für immer populär geworden als „das Kronprinzenwerk": „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild."

Die große Werthschätzung, welche Kaiser Franz Joseph I. der Wissenschaft zeitlebens entgegengebracht, äußerte sich aber wie in Allem, so auch darin, daß Se. Majestät kürzlich erst geruhte, die bisher nur als ein Ehrengeschenk ertheilte „Medaille für Kunst und Wissenschaft" „Litteris et artibus" in eine Art Ordenszeichen umzuwandeln, das am Bande getragen, die hervorragendsten Leuchten von

Kunst und Wissenschaft in Oesterreich im gesellschaftlichem Verkehre zu distinguiren vermag!

Wie Kaiser Franz Joseph I. eine Reihe unschätzbarer künstlerischer Publicationen aus dem reichen Schatze der kaiserlichen Kunstsammlungen aus eigenen Mitteln schon ediren ließ, so ist es der Monarch immer in erster Linie, der auf Kunstausstellungen hervorragende Werthstücke erwirbt und überhaupt durch Ankauf fördernd wirkt; der Kaiser besucht und besichtigt mit Vorliebe alle wissenschaftlichen und künstlerischen Expositionen, wovon Gedenktafeln und Gedenkbücher noch den spätesten Geschlechtern erzählen werden. So wurde kürzlich erst über Auftrag des niederösterreichischen Landmarschalls Christian Grafen Kinsky im Landhause zu Wien eine schön stylisirte Gedenktafel aufgestellt, „zur Erinnerung an den ersten Besuch Sr. Majestät Kaiser Franz Joseph I. in diesem Hause, anläßlich der Jubiläumsausstellung der numismatischen Gesellschaft am 22. Mai 1888".

Die jüngste der Kunst gebrachte Huldigung seitens des Monarchen ist aber die hohe Weihe, welche Kaiser Franz Joseph I. dem glanz- und prachterfüllten, durch Seine Gunst erstandenen neuen Burgtheater — der durch Joseph II. geschaffenen deutschen Bühne — ertheilt, indem der Monarch, umgeben von den Mitgliedern des Kaiserhauses, der epochalen Eröffnungsfeier in demselben beiwohnte. Das neue k. k. Hofburgtheater, es ist, wie es uns entgegenblickt, ein neues Denkmal des Hauses Habsburg, ein Denkmal des hochgeläuterten Kunstsinnes Kaiser Franz Joseph I., wie denn auch die illustre und auserlesene Versammlung am selten schönen „ersten Abende", mit Jubel einstimmend in die allen Kunstfreunden nach der Aufgabe jedes Prologus aus dem Herzen gesprochenen Worte Joseph Weilen's:

Dem Kaiser Dank, der uns dies Haus gespendet,
So wahrhaft kaiserlich in jeder Art,
Und der stets uns Gnade zugewendet,
Sei Seine Huld auch künftig uns bewahrt.
Jetzt, Lied des Volkes, Lied des Kaisers, brauſ',
Ein Weihehymnus, durch das neue Haus.

in wiederholten stürmischen Ovationen den Dankgefühlen für den Kaiser Franz Joseph I. spontanen herzlichsten Ausdruck gab!

Neue Städteanlagen und feste Plätze, Straßen und Eisenbahnen.

Zum Gedächtnisse an seinen Vater, den Stifter des Kaiserhauses in Oesterreich, Kaiser Rudolf I., benamsete Kaiser Albrecht I. einen am Ausgange des 13. Jahrhunderts am Wege zum buchenbewaldeten Hallberg und in unmittelbarer Nähe des 2000jährigen, an Funden der Vorzeit so reichen Leichenfeldes von Hallstatt gelegenen, gegen feindliche Anstürme von ihm erbauten „Rudolfsthurm", der nun, wie der genaue Kenner Oberösterreichs Dr. F. Grassauer schreibt, durch Um- und Zubauten nach und nach seines alterthümlichen Gepräges beraubt und in ein modernes Gebäude umgestaltet worden, welches heute den ersten Beamten des Salzbergwerkes daselbst zur Wohnung dient.

Im 16. Jahrhundert hat der mehrgenannte Regent von Inner-österreich, Erzherzog Karl II., um die vielfältig geschehenen Einfälle der Türken in Kroatien und den Nachbarländern zu verhindern und diese Grenzlande zu schützen, zwischen den Flüssen Kulpa und Korona eine Festung erbaut (1579) und dieselbe nach seinem Namen Karlstadt benannt; in die Grundmauern wurden, wie die Chronik erzählt, von den Arbeitern, um die neue Veste gleichsam gegen jede Einnahme zu feien, eine Anzahl Türkenschädel miteingesenkt, ein Zeichen jener Tage voll der erbittertsten Kämpfe mit den Moslims, die hinwieder bei ihren „Visiten" im Christenlande Greuel auf Greuel gehäuft.

Karlsburg wurde der früher Weißenburg geheißene Ort im südwestlichen Siebenbürgen genannt, nachdem derselbe am Anfange des 18. Jahrhunderts durch Kaiser Karl VI. in eine Festung umgewandelt worden.

Die opulenten Tage unter den pompfreundlichen Kaisern Leopold I. und Karl VI. machten in der Residenzstadt Wien und in den Hauptstädten der einzelnen Länder, namentlich in Prag, Graz, Linz, Laibach u. s. w., in Nachahmung der kaiserlichen Kunstbauten eine Anzahl

Paläste des Hochadels erstehen, die diesen Städten eine neue Signatur verliehen; dieselben Tage ließen in den reichen und mächtigen geistlichen „Stiften" der Chorherren von St. Florian, sowie der Benedictiner von Kremsmünster und von Melk Kaisertracte und Kaisersäle erstehen, so in St. Florian eine ganze prächtige Enfilade von 14 größeren und kleineren Kaisergemächern, in Melk und in Kremsmünster je einen Kaisersaal mit Marmor ausgekleidet, und da und dort Galerien mit lebensgroßen Porträts der habsburgischen Landesfürsten von den Meisterpinseln eines Altomonte, M. v. Meytens, Grasner und Anderen.

Dem regen volkswirthschaftlichen Interesse der Kaiserin Königin Maria Theresia dankt das von ihr 1763 mitten auf der Neustädter Heide zwischen Solenau und Wiener-Neustadt zur Urbarmachung des Steinfeldes auf ihre Kosten angelegte und nach ihr Theresienfeld benannte Pfarrdorf, welches Maria Theresia mit wackeren Tiroler Colonisten — brav gedienten Officieren — besiedelte; in die Höhlung des Grundsteines der Theresienfelder Pfarrkirche ward auf vergoldeter Kupferplatte ihr Bildniß eingelassen!

Es ist übrigens bekannt, daß Maria Theresia die Gegend südlich von Wien — die Gegend der heutigen Sommerfrischen an der Südbahn — besonders favorisirte, wie sie auch ihren regelmäßigen Séjour in Laxenburg hielt, das dann ihr Enkel Kaiser Franz I. durch die „Franzensburg" mit ihrem „Kaisersaal" und den Standbildern der Habsburger und anderen großartigen Anlagen zu einem echt kaiserlichen Sommersitze ausgestaltet hat.

Die kriegerische Signatur der Tage Maria Theresia's und Kaiser Joseph II. trugen die beiden Anlagen Joseph II. in Böhmen, die Festungen Theresienstadt und Josephstadt, und kriegerische Signatur weisen und wiesen die Anlagen von festen Plätzen in unserem Jahrhundert die Franzensfeste in Tirol und die Maximilianthürme bei Linz mit den Namen der Erbauer Kaiser Franz I. und Erzherzog Maximilian d'Este. Auch Kaiser Franz Joseph I. hat entsprechend den politischen Constellationen seiner Tage die Fortificationen an den Reichsgrenzen

verstärkt und im Sinne der fortgeschrittenen Strategie completirt. Unser ritterlicher Monarch hat aber in Förderung Seines Staatswesens wie in Allem dem Geiste der Zeit Rechnung tragend, während Seiner 40jährigen Regierung in erster Linie immer das Volkswohl wo und wie möglich durch friedliche, gedeihliche Entwickelung des Städtelebens und des Bürgerthums zu stützen und zu heben gesucht. Das hehrste Denkmal, das Kaiser Franz Joseph I. Sich in dieser Richtung für alle Zeiten aufgeführt hat, ist das neue Wien, das in Folge jenes hocherfreulichen Christgeschenkes des Kaisers vom 20. December 1858, der Verordnung zur Niederlegung der alten Wiener Festungswerke in so herrlicher, allentzückender Form erstanden ist, in jeder ihrer kolossalen öffentlichen Prachtbauten durch des Kaisers hohen Kunstsinn mehr und mehr gefördert und gehoben, heute schon die schönste neue Stadt der Welt. Und in dieses herrliche neue Wien hat des Kaisers wohlthätiger Sinn und scharfer Blick den Bewohnern zum fortdauernden Heil weit aus den Alpen her die klare frische gesundheitsbringende Hochquelle geleitet, die das dankbare Wien die Franz Joseph-Hochquellen-Wasserleitung getauft hat, welcher hochsinnigen kaiserlichen Gabe sich die vom Monarchen inaugurirte Donauregulirung als ein weiteres die Entwickelung des neuen Wien förderndes Denkmal der Liebe und steten Fürsorge Franz Joseph I. für die Stadt anreiht, in der auch Seine Wiege stand. Doch mehr noch! Wenige Wochen sind erst verflossen, seit der Kaiser bei der feierlichen Eröffnung des Franz Joseph-Park an Stelle der „Türkenschanze" in Währing, mitten unter die Bürger tretend, die allerfreuenden denkwürdigen echt kaiserlichen Worte sprach, „daß die Vororte Wiens, sobald dies möglich sein wird, auch keine physische Grenze mehr von der alten Mutterstadt scheiden soll!"

Wo im Reiche „Oesterreich-Ungarn" in den letzten Decennien — nacheifernd der Schöpfung des neuen Wien — Stadterweiterungen und Stadtverschönerungen vorgenommen wurden, da hat man eingedenk des vom Kaiser Franz Joseph I. in jenem Christgeschenke für Wien, und so auch für das ganze Reich gegebenen ersten Impulses,

die schönsten Stadttheile und Neuanlagen nach dem Namen des Monarchen benannt; dem Franz Josephs-Quai in Wien folgte die Bezeichnung des Franz Josephs-Quai in Budapest und des Franz-Joseph-Platzes ebendaselbst, der Franz Josephstadt in Preßburg, des Franz Joseph-Berges in Lemberg, der „Riva Francesco Giuseppina" in Zara, des Franz Josephs-Quai in Salzburg, des Franz Joseph-Platzes in Troppau, der Franz Joseph-Anlagen in Klagenfurt, der Franz Josephstraße in Laibach. Die Stadt Graz bezeichnete die von ihr aus der Weltausstellungsrotunde erworbene und in ihren Stadtpark übertragene Fontaine als Franz Joseph-Brunnen, und einen Theil seines „Ringes" in dankbarer Erinnerung an die längere Anwesenheit des Erzherzogs Karl Ludwig als Karl Ludwigsring.

Zu Ehren der Kaiserin war in Wien eine Elisabethstraße entstanden, einmündend zu der festgefügten mit Standbildern aus der Geschichte Wiens geschmückten Elisabeth-Brücke, über welche her die schöne holde Kaiserbraut den Vermählungseinzug gehalten. Auch Graz benannte eine neue Straße, die schönste Avenue vom Osten her, mit dem Namen der Kaiserin.

Zu Ehren des Kronprinzen ward ein gewerbfleißiger Vorort Wiens Rudolfsheim getauft, Budapest erhielt seinen Rudolfs-Quai und seine Marie Valerie-Gasse, in Wien benannte man eine an die Elisabethstraße angrenzende Gasse Giselastraße, die neueste schönste Brücke Wiens nach dem Namen der Kronprinzessin Stephanie und Meixner's figurenreicher Brunnen an der Augustinerrampe unterhalb des imposanten alten Palais des Erzherzogs Albrecht erhielt den Namen Albrechts-Brunnen.

Als Habsburg-Denkmale solcher Art stammen ferner aus früheren Tagen die Kaiser Franz Joseph-Fontaine in Fiume zur Erinnerung an des Monarchen Anwesenheit daselbst 1852, errichtet im Jahre 1857, der Franzens-Kettensteg, die Ferdinands- und Sophien-Brücke, sowie die Marie Christinen-Wasserleitung in Wien, die Erzherzog Franz Karl-Brücke in Laibach — durch den Erzherzog

1845 persönlich eröffnet —; an der Einmündung der Sann in die Save bei Steinbruck in der unteren Steiermark erinnert ein Erzherzog Johann-Denkmal — eine Erzbüste in einer Tempelhalle — daran, daß dieser Habsburgsprosse die für den Verkehr mit Kroatien so wichtige „Steinbrücke" hier zu Stande gebracht.

Im Kaiser Karlsbad in Böhmen spannt sich die Ferdinands-Brücke über die Tepl und im Parke zu Franzensbad gemahnt eine Erzstatue Kaiser Franz I. daran, daß dieser Monarch der Gründer dieses heilkräftigen Curortes gewesen; während auf dem freien Platze Hofgasteins der begeisterte patriotische Sänger des „Rudolf von Habsburg" und der „Tunisias", Ladislaus Pyrker im Verein mit den dortigen Bürgern „in vollster ewig neuer Ehrfurcht" eine vergoldete Büste Franz I. widmete, erinnert in den Arcaden der Chernabrücke nächst dem Karolinenbade in Mehadia eine Marmortafel an die Anwesenheit Kaiser Franz I. daselbst (1817).

In Mehadia erinnert eine zweite Marmortafel — in der Front am rechten Flügel des Franzenshofes — an einen jüngeren Kaiserbesuch, an das Erscheinen Kaiser Franz Joseph I. im Jahre 1852. Gedenktafeln in Curorten finden wir unter anderen auch, und zwar zur Erinnerung an den Kaiserbesuch im Jubiläumsjahre 1883 in Krain, in Bad Veldes, in Oberkrain und in Bad Stein bei Laibach.

Das reizende Ischl, das die Huld des hier regelmäßig Sommerséjour haltenden kaiserlichen Hofes zu dem gemacht, was es heute ist und das namentlich sein Blühen und Gedeihen der Vorliebe der durchlauchtigsten Eltern Sr. Majestät für dasselbe verdankt, hat einen Theil dieses Dankes abzutragen versucht, indem es inmitten seiner Anlagen ein Erzherzog Franz Karl-Denkmal errichtete und zwei Curanstalten mit dem Namen: Gisela- und Rudolfsbad benannte.

An die Stelle der großen Straßenzüge, die in Oesterreich systematisch erst Maria Theresia's weithinsehender Vater Kaiser Karl VI. angelegt, er, der den Hauptverkehrsweg aus dem Centrum des Reiches „ad Maris Adriatici Litora" über den Semmering in der fabelhaft

kurzen Frist von 48 Tagen herstellen ließ, was noch heute ein prächtiges zeitgenössisches Denkmal aus Stein in der Nähe des Semmeringhôtel der Südbahn und knapp hinter dem Gasthause zum „Erzherzog Johann" bezeugt. An Stelle der Straßenzüge sind ja heute die Eisenbahnen getreten, und auch diese betrachtend finden wir den unter Kaiser Franz Joseph I. als Südbahn vollendeten Hauptstrang des durch Seine Fürsorge geschaffenen umfassenden österreichischen Eisenbahnnetzes in buchstäblich für alle späteren auch ausländischen Alpenzüge bahnbrechender vielbewunderter Hochanlage über den alten Semmering gelegt, auch ein Habsburg-Denkmal selbst, je mit der Legende an den Eingangspforten des großen Tunnels: „Franciscus Josephus I. Aust. Imp. hominum rerumque commercio" und „Adriaticum Germanico junxit mare MDCCCLIV."

An dieses Habsburg-Denkmal der Bahnbautechnik in Oesterreich schließt sich womöglich noch monumentaler der unter Kaiser Franz Joseph ausgeführte Bau des Arlbergtunnels der k. k. Staatsbahnen, der größten Bergdurchfahrt der Eisenstraßen in Oesterreich, mit der weihevollen Erinnerung an den Namen des Monarchen, unter welchem dieses große Werk glücklich vollendet worden.

Im Eisenbahnnetze Oesterreichs glänzen weiters, und zwar in den Theilstrecken der heutigen k. k. Staatsbahnen, der Name des Kaisers im Namen der Kaiser Franz Joseph-Bahn, der Name der Kaiserin Elisabeth in dem Namen der „Kaiserin Elisabeth-Westbahn" — deren Bahnhofhalle in der Residenz auch ein wohlgelungenes Marmorstandbild der „Rose aus dem Bayerlande" schmückt — die Namen des Kronprinzen Rudolf und der Erzherzogin Gisela in den Namen der Kronprinz Rudolf- und Gisela-Bahn, während andere Bahnstrecken des Reiches die Namen der Erzherzoge Karl Ludwig und Albrecht führen.

Die älteste Locomotivbahn Oesterreichs aber, die Kaiser Ferdinands-Nordbahn, sie kann jetzt bei dem feierlichen Anlasse des 2. December auf die in ihrer Chronik ganz besonders hochbedeutsame Thatsache mit Stolz zurückblicken, daß ihr Schienenweg es war,

welcher den jugendlichen Monarchen Franz Joseph I. zum Beginne Seiner heute 40jährigen Regierungsthätigkeit nach Wien gebracht, in die alte Residenz, in die ehrwürdige „Burg" des angestammten Hauses Habsburg!

In Feld und Au, im Grottenraum, auf lichter Höhe.

Gar frühe schon zog die sagenumwobene Drachenhöhle bei Mixnitz in der oberen Steiermark hoch droben in steiler Felswand, die zudem aus weiten Tropfsteinhallen eine Menge fossiler Funde zu Tage förderte, Besucher von Nah und Fern an, wovon noch heute darin erhaltene Inschriften Kunde geben; zu den frühesten Besuchern dieser mehrfach interessanten Grotte zählte auch der Habsburger Herzog Friedrich „mit der leeren Tasche", dessen Besichtigung derselben, wie die Inschrift besagt, 1409 stattgefunden.

Unterhalb jenes vorerwähnten Votivkreuzes, das Erzherzog Johann auf dem „Erzberge" errichten ließ, befindet sich der sogenannte Kaisertisch, eine freie Stelle mit wunderbar schöner Aussicht, ein Lieblingsplatz des hohen Waidmanns Kaiser Max I., des „letzten Ritters", an dessen öfteres Weilen allhier noch heute eine „Steinsäule" erinnert. Der höchste Punkt der benachbarten „Fölzmauer", eine bei den Touristen heute sehr beliebte Höhe, heißt noch heute der „Kaiserschild", da hier Kaiser Max zum Zeichen, daß die Gemsen auf der Fölz „gefreit sein sollten", an dem Culminationspunkte des Gebirgszuges, „darauf sich die Gembs mehren und ihren Falz haben", einen vergoldeten Schild mit dem kaiserlichen Wappen hatte anbringen lassen.

Beim romantischen Wassersturze der Steiner Feistritz in Krain, damals noch mitten in der Urwildniß gelegen, hielt am 29. April 1564 auf einer Gemsenjagd der Regent von Inneröſterreich, Erzherzog Karl II. an einer steinernen Platte sein Jagdmahl, nachdem er Tags zuvor in Laibach die Huldigung der krainischen Stände entgegengenommen; die Platte ward als „Fürstentafel" mit einer Inschrift versehen zum Denkmal und sieht heute, nachdem sie durch längere Zeit entfernt gewesen, ihrer Wiederaufrichtung am ursprünglichen

Standorte entgegen. — In der für jedes Waidmannsherz überaus sympathischen Radmer, wo in unseren Tagen Kaiser Franz Joseph ein so schmuckes Jagdhaus erbauen ließ, führt eine kleine Grotte, wo Kaiser Ferdinand II. so gerne geweilt und seinen Jagdimbiß eingenommen, noch heute den Namen die „Kaiserküche".

Du Alpenschlößlein! Wunderlieblich Thal,
Mit deinen Reizen in des Abends Strahl,
Die zur Begeistrung hin den Sänger reißen!
Du bist verklärt durch deiner Anmuth Glanz,
Gar hold gewebt in Styria's Alpenkranz,
Und werth fürwahr die Kaiserau zu heißen

— so begrüßt Karl Adam Kaltenbrunner sehnsuchtsvoll die von der Natur mit unvergleichlichem Zauber ausgeschmückte Stätte, wo sich mitten in ausgedehnter Alpenwirthschaft ein stattliches Lustschloß der altberühmten steierischen Benedictinerabtei Admont erhebt und die ihren vollklingenden uralten Namen „Kaiserau" wieder erneut fand durch die Jagdbesuche Kaiser Joseph II. — — — —

Im „Viertel unter dem Manhartsberge" in Niederösterreich, an dem in die Thaya einmündenden Taschlbache, liegt das Schloß Ernstbrunn, unter dem Fürsten Prosper Zinzendorf ein wahrer Musenhof; im Parke, von dem man eine schöne Fernsicht nach Ungarn genießt, erinnert eine Kolossalbüste Kaiser Franz I. an die Anwesenheit des Monarchen.

Und im hainartigen Parke des ehemals Baron Erberg'schen Schlosses Lustthal in Krain erhebt sich eine schöncannelirte Steinsäule, die Einkehr kündend, die in die „Museen" des Freiherrn von Erberg, des langjährigen Ajo des Kronprinzen Ferdinand, Kaiser Franz I. gehalten. . . . Heute, nachdem Schloßherrlichkeit und Museen aus Lustthal ausgezogen, ist diese ragende Säule allein noch Zeugin einstiger Bedeutung dieses reizenden Fleckchens Erde.

Kaiser Franz I., der anläßlich des „Laibacher Congresses", (1821) durch mehrere Monate in der Hauptstadt Krains weilte, unternahm in dieser Zeit mit Vorliebe Spazierfahrten in den nahen Stadtwald beim Laibacher Moor, diesem selbst, d. h. der seit Jahrhunderten

her schwebend gewesenen Cultivirungsfrage die vollste landesväterliche Beachtung widmend, und schon konnte 1825 bei neuerlicher Anwesenheit in Laibach der Monarch, der die systematische Trockenlegung dieses Moorgrundes energisch betrieben hatte, mit hoher Befriedigung die bereits der Cultur zugeführten ansehnlichen Flächen in Augenschein nehmen; ein an dem Eingange in die „Prula" (Brühl) bei Laibach stehender Marmorobelisk, der seine Aufstellung an dem Punkte gefunden, von wo Kaiser Franz die Anlage eines directen Straßenzuges nach dem jenseits des Morastes gelegenen Orte Brunndorf ins Auge gefaßt, ist ein schönes Habsburg-Denkmal der dankbaren Bevölkerung des altgetreuen Krainlandes.

Bei einem Besuche der Hauptstadt der Steiermark bestieg derselbe hohe Naturfreund den benachbarten Plabutsch, wo man zur Erinnerung ein Denkmal widmete; desgleichen bezeichnet auf dem Speikkogel, der die Steiermark vom Paradiese Kärntens, dem Lavantthale, scheidenden Koralpe, eine Pyramide die Anwesenheit des Kaisers Franz I. (28. September 1810), sowie der Erzherzoge Johann (7. Juli 1811) und Rainer (5. August 1817). Letzterer hatte (1806) auch den Elbbrunnen auf der Hochebene Elbwiese im Riesengebirge nach seinem Bruder Joseph (1804) besucht, von welchen hohen Besuchen zwei Pfeiler hier an der Wiege des gewaltigen, länderdurchbrausenden Elbstromes berichten.

Des „Prinzen Johann" zahlreiche Alpenfahrten sind bekannt; zum Gedächtniß an dieselben, die zugleich von so vielfältigem, volkswirthschaftlichem Nutzen für die Alpenlande begleitet waren, hat am tosenden Wasserfalle der „Savica", dem Ursprunge der Wocheiner Save aus dem Triglavstocke, welche schäumende Cascade der Erzherzog 1807 besichtigte, schon der Zeitgenosse Baron Zois ein Denkmal errichtet, während in jüngster Zeit erst in dem industriereichen Neuberg im Mürzthale an einem Felsen östlich vom Orte ein Johann-Denkmal mit dessen Reliefporträt an den Wohlthäter auch dieser Alpengegend erinnert. Am schleierartig hinabstürzenden Erzherzog Johann-Wasserfall am Radstädter Tauern hat der rührige

Oesterreichische Touristenclub eine Gedenktafel in die Felswand gefügt, während wir auf dem Großglockner und auf dem Großvenediger Erzherzog Johann-Hütten und auf ersterem auch eine Johannshöhe finden!

Doch kehren wir vorläufig wieder in frühere Tage zurück und steigen wir wieder tief in Grotten hinab. Da ist es die heute weltberühmte Adelsberger Grotte in Krain, die zwar schon im frühen Mittelalter besucht gewesen, aber seit dem 17. Jahrhundert in Vergessenheit gerathen war, bis sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts Maria Theresia's Gemahl, Franz von Lothringen, durch seinen Hofmathematiker Nagel erforschen ließ, der denn auch eine in der k. k. Hofbibliothek in Wien bewahrte umfangreiche Beschreibung davon lieferte. Eine Reise Kaiser Franz I. von Oesterreich 1816 bahnte aber zuerst die Gangbarmachung der von da an immer weiter sich erschließenden unterirdischen Tropfsteinhallen an, es öffnete sich die Kaiser Ferdinands-Grotte, später, anläßlich der bereits erwähnten Reise der Majestäten Franz Joseph und Elisabeth (1857), die Franz Joseph- und Elisabeth-Grotte, und, beim Besuche des Kaisers im Jubiläumsjahre 1883, erstrahlten zum ersten Male in elektrischem Lichte die wunderbaren Formationen sammt den Denkmalen zur Erinnerung an die Besuche der Kaiser Franz I. und Ferdinand I., des Kaisers Franz Joseph I. und der Kaiserin Elisabeth.

Eine erst kürzlich entdeckte Grotte mit überraschend schönen Tropfsteinbildungen, gleichfalls im Karstgebiete gelegen, ist die Grotte von Divacca, die in Folge einweihenden Besuches seitens des Kronprinzen Rudolf (1887) nach dem Namen des durchlauchtigsten Naturforschers „Kronprinz Rudolf-Grotte" benannt werden durfte, indem zugleich eine in dieser Grotte befindliche besonders bemerkenswerthe Halle den Namen „Coburg-Dom" erhielt, zur Erinnerung an die Begleitung des Kronprinzen durch seinen erlauchten Schwager, den ebenfalls eminent naturfreundlichen Prinzen Philipp von Coburg.

Die wasserreiche Höhlenwelt des Karstes ist oft schon die Ursache von verheerenden Ueberschwemmungen der Karstthäler

geworden, denen man bisher rathlos gegenübergestanden; der Regierungsepoche Kaiser Franz Joseph I. blieb es vorbehalten, auch diesem, wie so vielen anderen Uebelständen im Reiche abzuhelfen, und der Monarch hat in den letzten Jahren Seine Regierung mit der wissenschaftlichen Erforschung dieser Höhlenwelt und der praktischen Durchführung der Entwässerung der Kesselthäler in Innerkrain beauftragt, die einmal, zum Abschlusse gelangt, ein Franz Joseph-Denkmal repräsentiren wird, gleich der Theißregulirung in Ungarn und den Uferschutzbauten und Wildbachbezähmungen in Tirol und Kärnten nach den schrecklichen Katastrophen der letzten Jahrzehnte — Franz Joseph-Denkmale von ganz einzig dastehender Art und dauernd in der Aufforderung zu dankerfüllter Erinnerung!

An viele der von den entsetzlichen Wassergefahren bedrohten und verwüsteten Orte eilte der Monarch persönlich oder sendete seine Vertreter, überall Trost und Hülfe spendend in reichlicher Fülle, und speciell in Szegedin künden zahlreiche seither neuentstandene Bauten von des Kaisers Königs directen Anordnungen zur Neugestaltung dieser der größten Entwickelung fähigen Stadt des Alföld; im arg mitgenommen gewesenen Pusterthale Tirols wohnte Franz Joseph I. auch persönlich der Enthüllung des bezüglichen, noch eigens errichteten Kaiserdenkmals bei Brunneck bei (1886), im Anschluß an die großen Gebirgsmanöver der k. k. Truppen daselbst, die sich — wie immer bei elementaren Ereignissen — so auch bei den Katastrophen in Ungarn und den Alpenländern im humanitären Sinne ihres obersten Kriegsherrn in der hingebendsten Weise an den Rettungs- und Linderungswerken betheiligt hatten!

Am Fuße des Brenner, in dem alterthümlichen Sterzing, erinnert „draußen vor dem Thor" ein zur Feier der silbernen Hochzeit der Majestäten enthüllter Obelisk an den das Jahr zuvor stattgehabten Besuch Kaiser Franz Joseph I. in Begleitung des Kronprinzen Rudolf und der Herren Erzherzoge Karl Ludwig, Albrecht, Wilhelm, Rainer und Heinrich, indem die Fürstlichkeiten daselbst 1878 gleichfalls anläßlich großer Gebirgsmanöver geweilt.

Der „erste Schütze des Reiches“, der die edle Waidmannslust im Hochgebirge so recht nach den Traditionen Seines Hauses und nach den Satzungen des „letzten Ritters“ ausübt, Kaiser Franz Joseph I., ist eben dadurch selbstverständlich ein vorzüglich geübter und gewandter Tourist im edelsten und vornehmsten Sinne des Wortes und hat in Tagen, da von der Ausbildung der ernsten strammen und wissenschaftlichen Touristik in ihrem heutigen Umfange, in ihrer heutigen Bedeutung kaum Jemand zu träumen wagte, schon Touren in solchem Sinne gemacht; der Kaiser hat schon 1856 (7. September) in Begleitung der Kaiserin eine Glocknerfahrt unternommen, um die Gletscherpracht zu schauen; der Alpenstock, welcher der Kaiserin als Stütze diente, ist im Landesmuseum in Klagenfurt aufbewahrt, die Stelle, bis zu der sie die Partie mitgemacht, heißt seither Elisabethruhe,

„Da erglänzet im Sonnenstrahl
Des Pasterzengletschers Bild“

bis zum „Brettboden“ eilte voran der Kaiser

„Und Franz Josephs-Höhe heißet
Dieser Ort, wo er geruht,
Und ein Kaiseraar umkreiset
Bewachend ihn mit stolzem Muth“ —

so schließt der Kärntner Dichter Rudolf Waizer seine Feierklänge zu des „Kaisers Alpenfahrt“; seit dem Jubiläumsjahre der Majestäten 1879 prangt auf dem Großglockner auch ein eisernes Kreuz zur Erinnerung an deren Glocknertour.

Auf den „lichten Höhen“ bisher unbesuchter Regionen hat die von dem Grafen Hans Wilczek angeregte und geförderte Nordpolexpedition (1872—74) die österreichische Reichsflagge gehißt und die Erdkarte weist seither eine neue Bezeichnung: Franz-Joseph-Land.

Wie wir am Grundlsee einen Kronprinz Rudolfweg finden, so beherbergt uns am Großglockner auch eine „Rudolf-Hütte“, und in Bosnien darf sich die deutsche Colonie in Maglaj am Vrbas Rudolfsthal nennen.

Die außerordentliche Förderung, welche der Allerhöchste Hof den ernsten und wissenschaftlichen Strebungen der in den letzten Zeiten entstandenen Alpen- und Touristenvereine in Oesterreich angedeihen läßt, fand auch vielfach Ausdruck in der Benennung von Schutzhäusern und Aussichtswarten mit dem Namen der Majestäten, des Kronprinzenpaares, des Erzherzogs Karl Ludwig, dessen Gemahlin Maria Theresia und Sohnes Franz Ferdinand d'Este in dem und jenem Gebiete der österreichischen Alpen und bis in ihre südlichsten Vorposten, wo auf dem über Oesterreichs von der Südbahn geschaffenen „Riviera bei Abbazia" emporragenden Monte Maggiore Ostern 1887 das Stephanie-Schutzhaus des Oesterreichischen Touristen club feierlich eröffnet worden.

Das schönste Höhenfeuer begeisterungsvollen Dankgefühls für den ersten und erhabensten Förderer der Touristik in Oesterreich aber wird an dem 2. December 1888, dem nicht oft genug zu nennenden Gedenktage der 40jährigen Regierungszeit Kaiser Franz Joseph I. auflodern auf dem Dachstein.

Die Section „Austria" des „Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines" hat nämlich im Dachsteingebiet einen von Hallstatt bis zur Simony-Hütte reichenden „Kaiser Franz Joseph-Reitsteig" und einen auf die Enthüllungsfeier bezüglichen Denkstein hergestellt.

Der Oesterreichische Touristenclub, der bereits auf dem herrlichsten Aussichtspunkte in der Umgebung von Innsbruck auf dem Patscherkofel schon im Sommer dieses Jahres ein „Franz Joseph-Schutzhaus" feierlich installirt hat, am jüngsten Kaiser-Geburtstage auf der Deffernik-Höhe im Böhmerwalde durch seine dortige Section einen Kaiser Franz Joseph-Pavillon eröffnete und dabei an der äußersten nördlichsten Grenze des Touristengebietes das schwarz-gelbe Reichsbanner Oesterreichs weithin sichtbar flattern machte, hat zur Feier des 2. December die stylvolle „Habsburgwarte" am Hermannskogel in nächster Nähe der kaiserlichen Residenz erbaut zum Herz und Auge erfreuenden Lug in's Land, weithin an die Grenzen

des schönen Niederösterreich und zunächst auf die herrliche Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, das Leben spendende Herz Gesammtösterreichs und auf die altehrwürdige Kaiserburg, die Wiege unseres erhabenen Monarchen. Der Oesterreichische Touristenclub hat auch in Bethätigung seiner wissenschaftlich-künstlerischen Richtung aus demselben festlichen Anlasse von Scharff's vielbewährter Meisterhand eine Erinnerungsmedaille an die Erbauung der Habsburgwarte anfertigen lassen, die in Silber ausgeprägt in beschränkter Anzahl ausgegeben wird und — so viel bis jetzt bekannt, einzig in ihrer Art — ein historisches Denkmal bilden wird.

Im fernen Salzkammergute hat sich ein Comité constituirt, um anläßlich der Jubiläumsfeier in der Nähe von Ischl ein Alpenhospiz zu gründen, das den erlauchten Namen Sr. Majestät Kaiser Franz Joseph I. führen soll!

Das Excursionscomité des alpinen wissenschaftlichen Clubs in Wien aber hatte die sofort von hervorragenden Patrioten geförderte Idee gefaßt, auf der Spitze des — nebenbei bemerkt zuerst auf Veranlassung weiland Erzherzog Johann's 1804 erstiegenen — Ortler einen Kaiser Franz Joseph-Obelisken zur Feier des Kaiser-Jubiläums am 2. December zur Aufstellung zu bringen. Diese Aufstellung, die in den letzten Wochen vor dem Jubiläumstage stattfinden sollte, wurde jedoch in Folge dagegen ergriffener Sicherheitsmaßregeln seitens der Regierungsbehörde — gefaßt auf Grund erhobener Gutachten von Sach- und Ortskundigen — wegen Gefährdung der beim Transporte zu beschäftigenden Arbeiter in so vorgerückter Jahreszeit auf das nächste Frühjahr vertagt.

— — — Am 2. December wird aber bei aller nur möglichen Beobachtung des Allerhöchst ausgesprochenen Wunsches nach Ablassung von allen rauschenden und kostspieligen Festlichkeiten doch durch alle Gaue Oesterreich-Ungarns freudiger Jubel erschallen, so wie in Kirche, Schule und Haus das fromme Gebet wird gesprochen werden zur Feier des großen Tages, der vor 40 Jahren dem Reiche diesen Monarchen gegeben! Und wenn dabei in dem weiten mächtigen Reiche im

Thale herunten und die Lande hin in millionenfachem Echo erbrausen wird „das Lied des Volkes, das Lied des Kaisers", bei Einweihungen und Eröffnungen zum ewigen Gedenken dieses großen Tages neugegründeter Institute des Wissens und der Humanität, da wird im Hochgebirge „nah an des Eises Grenze" wohl auch blitzen „Schuß auf Schuß", so recht nach echter Alpensöhne Art, wie Oesterreichs Dichter Eduard Mauthner es bei des Kaisers Jubelhochzeitsfeier so naturtreu und so poetisch besungen, und auch diesmal werden Oesterreichs Forst- und Waidmänner „gar mancher im schlichten Bau aus Stämmen roh gezimmert" die Kaiserbilder mit Alpenblumenkränzen weiß und roth umschmücken, das in Tausenden und Tausenden von Abdrücken verbreitete volksthümliche Kaiserbild „Franz Joseph auf der Jagd", das schönste Vorbild für ein Franz Joseph-Denkmal in den Alpen zu nächstem festlichen Anlaß!

* * *

Die vielen wissenschaftlichen und humanitären Gründungen und Stiftungen, die im Sinne des hochherzigen Kaisers und Königs im Laufe dieses Jubiläumsjahres und zum Festtage des 2. December selbst in allen Ländern Oesterreich-Ungarns in's Leben traten und treten, sowie die vielen, aus der den Völkern der Monarchie innewohnenden schönen Neigung zu sichtbarem Ausdrucke ihrer loyalen Gefühle entsprossenen und entsprießenden, die Erinnerung an diesen 2. December 1888 auf späte Geschlechter bringenden Errichtungen von Kaiser-Denkmalen aller Art, Pflanzungen von Kaisereichen und Kaiserlinden, Schaffung von Kaiser Franz Joseph-Anlagen und Kaiser Franz Joseph-Alleen u. s. w. u. s. w. in Nieder- und Oberösterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien, in Galizien und der Bukowina, mit einem Worte, von der Elbe Ufern bis an den Strand der blauen Adria, von den Karparthensäumen bis zum Bodensee sind ebensoviele und ebenso lautredende Denkmale, die der fernen Nachwelt es verkünden werden, wie sämmtliche Völker der Monarchie Alle die Allen in gleicher Weise gewidmete Liebe und

Fürsorge ihres Kaisers und Herrn an dem unvergeßlichen Erinnerungstage Seiner 40jährigen glorreichen Regierung zu erwidern versuchten, durchwegs **Habsburg-Denkmale** der in der Liebe und Verehrung für Kaiser und König **Franz Joseph** I. stets und unverbrüchlich geeinten Völker Oesterreich-Ungarns, von welchen Denkmalen Allen weithin in die Zukunft leuchten wird die durch der Völker einmüthigen Sinn darauf gesetzte herrliche Devise des Monarchen: „Viribus unitis."



Die sociale Versicherung in Oesterreich.

Von Dr. Moritz Ertl.

I.

Schon die Römer haben zu Zeiten das Getreide an arme römische Bürger unter dem Preise verkauft. Sie haben dadurch ebensosehr die Arbeitsscheu gefördert, als die Noth der wahrhaft Bedürftigen vermehrt. Später hat das Christenthum die Grundherren zur Armenpflege verpflichtet, die Gilden und Zünfte haben in Noth und Krankheit den dürftigen und siechen Genossen unterstützt, die verschiedenen Polizeiordnungen der erwachenden Staatsidee haben später gegen den Bettel gezetert, Armenkasten gegründet und die Verpflichtung der Gemeinden zur Armenpflege angebahnt. Haben alle diese tastenden Versuche einer Unterstützung von Armen und Siechen auch nur eine Ahnung vom socialen Hülfswesen gehabt?

Die früheren Jahrhunderte haben dasselbe ebenso wenig gekannt, als sie die sociale Frage oder etwa den Begriff des Arbeiters und der Maschine kannten. Die sociale Frage oder die Erkenntniß der staatlichen Verwaltung, daß der ewige Widerspruch zwischen der staatsbürgerlichen Freiheit und Gleichheit einerseits und der factischen, durch die Besitzverhältnisse geschaffenen Ungleichheit andererseits einen Gegenstand des socialen Hülfswesens zu bilden habe, konnte erst zur Erscheinung gelangen, nachdem an der Wende des vorigen Jahrhunderts Europa in der französischen Revolution zum ersten Male über den Unterschied zwischen der ständischen und der staatsbürgerlichen Ordnung der Gesellschaft nachzudenken begann.

Seither sollte man sich endlich daran gewöhnt haben, den Begriff der Verwaltung, der staatlichen sowohl wie der Selbstverwaltung,

als einen europäischen anzuerkennen. Während es jedoch Niemandem einfallen würde, etwa die alten Beden und Steuerbewilligungen für eine Form des Steuerwesens anzusehen oder überhaupt das Finanzwesen des heutigen Staates oder sonst einen Theil des öffentlichen Lebens ohne den fundamentalen Begriff der staatlichen und der Selbstverwaltung beurtheilen zu wollen, ist es gerade auf dem socialen Gebiete heute unbegreiflicherweise gestattet, sich über die sociale Frage zu äußern, ohne von dem Begriffe der socialen Verwaltung auch nur einmal gehört zu haben. Selbst ein Autor, welcher seine ebenso anregenden als undurchführbaren und unorganisch gedachten Vorschläge gewiß für originell und unseren Zeitbedürfnissen entsprechend hält*), spricht von „kindischen Ableitungen aus Rechten und Pflichten des Staates oder der Gesellschaft" und will nicht nur die sociale Frage beurtheilen, sondern diese gar nie lösbare Frage sogar vollkommen aus der Welt schaffen, obwohl er von Rousseau nicht mehr gelernt hat, als „daß wir jetzt auch wissen, an wen wir uns mit dem Wunsche nach Verbesserung unseres Zustandes zu wenden haben; nicht an eine Obrigkeit, sondern an uns selbst. Wir brauchen blos zu sagen: Wir wollen es uns so und so einrichten, und das muß genügen und genügt." Wie diese „wir", ohne von dem „kindischen" Begriffe der Verwaltung eine Ahnung zu haben, eine „Nährarmee" organisiren wollen, bleibt uns dabei allerdings unklar. Ueber solche Grundfehler war sogar die organisation du travail hinaus, welche wenigstens nicht der Ansicht, war, daß sich derlei mit dem Bestande der gegenwärtigen Organisation der Gesellschaft lösen lasse. Ja sogar das so moderne und so beliebte „Recht auf Arbeit", zu dessen Begründung man nicht ansteht, das bürgerliche Privatrecht (!) anzurufen, hat wenigstens nie daran gedacht, andere als unqualificirte Arbeiter aus sich selbst heraus zu schaffen, welche bei öffentlichen Bauten u. s. w. ihr nothdürftiges Unterkommen fänden.

Wir würden dieses einzelne und ganz neue Beispiel, wie man die sociale Frage vergreift, nicht näher hier besprochen haben, wenn es nicht bezeichnend für die ganze heutige Auffassung wäre. Statt der socialen Idee, welche gerade den Anstoß zur Schaffung des eigentlichen Begriffes der Verwaltung gab, geradezu ein Vorrecht zuzuerkennen, eher als Briefmarke und Stempel, eher noch als Schule, Branntwein

*) „Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Von Joseph Popper." Besprochen in der „Oesterr.-Ungar. Revue." 5. Band, Seite 345 ff.

und Repetirgewehr von der Verwaltung geregelt zu werden, streitet und rechtet man in ganz Europa beständig über Selbsthülfe, staatlichen Zwang, Arbeitervereine und Staatssocialismus, wie wenn das Eine das Andere ausschließen müßte, und wie wenn es überhaupt nach modernen Begriffen noch fraglich sein könnte, daß die socialen Verhältnisse der staatsbürgerlichen Gesellschaft, welche uns fast wichtiger als ihre persönlichen oder wirthschaftlichen erscheinen — wie man es unklar nennt —, „verstaatlicht", d. h. von der Verwaltung als eine ihrer wichtigsten Aufgaben erkannt werden.

Die organische Entwickelung der Dinge hat sich jedoch durch die ärgsten Angriffe und durch beständige Hemmnisse nicht beirren lassen. Im Laufe des Jahrhunderts hat sich denn auch die Erkenntniß der socialen Frage immer klarer entwickelt und zu immer engeren Gebieten der socialen Verwaltung ausgestaltet. So hat sich auch allmählich die Armenpflege vom eigentlichen socialen Hülfswesen vollständig losgelöst. Der Arbeiter, welcher im Kampfe der gesellschaftlichen Classen den Ertrag seiner Arbeitskraft nicht mehr finden kann, wird heute von der socialen Verwaltung in Schutz genommen. Dabei sollen jedoch nicht die wesentlichen Momente der Armenpflege zur Geltung kommen: das Almosen, welches den Betheilten herabwürdigt, und die Beschränkung der Spende auf jenes Maß, welches eben die Gemeinde aufbringt oder nicht aufbringt. Vielmehr wird heute die Pflicht der Verwaltung oder, wie man es gerne ausdrückt, ein Recht des Arbeiters anerkannt, in der Verwerthung des persönlichen Capitals, d. i. seiner Arbeitskraft, welches im Gegensatze zur anderen Gesellschaftsclasse zugleich sein einziges Capital ist, nicht beeinträchtigt zu werden. Diese Beeinträchtigung kann durch die Unternehmer geschehen. Aus diesem Gedanken entspringt im Allgemeinen der gesammte „Arbeiterschutz". Die Beeinträchtigung muß aber jedesfalls durch die natürlichen Feinde der Arbeitskraft erfolgen: durch Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität. Der Arbeiter soll deshalb von der Verwaltung in den Stand gesetzt werden, sich gegen diese Gefahren selbst zu schützen aus seinem guten Rechte des Arbeitsvertrages heraus, nicht etwa durch ein Almosen der Unternehmer. Dazu dient nun die Versicherung.

Jahrhunderte lang kennt der Jurist den Versicherungsvertrag. Aus kleinen Einzahlungen kann durch Vereinigungen, welche auf Gegenseitigkeit beruhen, die Leistung ausgiebiger Prämien erzielt werden. Dieser Versicherungsvertrag hat im Laufe der Zeit viele segensreiche Wirkungen geübt, er hat viele Familien vor dem Verluste des Güter-

capitals und vor der Verelendung bewahrt, Wittwen und Waisen beschirmt, der Wissenschaft durch die Vervollkommnung der Wahrscheinlichkeitsrechnung wie durch den Anstoß zur Ausbildung der Statistik große Dienste geleistet, aber ebenso auch, da er sich bis heute der staatlichen Verwaltung leider zu entziehen wußte, viele Familien betrogen, Gesellschaften bereichert, Arme zu Gunsten der Wohlhabenden ausgebeutet.

Aber nie, dürfen wir sagen, ist dem Versicherungsvertrage eine so segensreiche, universelle und ideale Aufgabe übergeben worden, als seitdem die sociale Verwaltung mit ihm einen wichtigen Theil des socialen Hülfswesens zu beherrschen beginnt. Allerdings wird der Versicherungsvertrag auch in diesem Augenblicke nur vom öffentlich rechtlichen Standpunkte aus betrachtet werden dürfen. Während der Privatrechtslehrer uns sagen wird, daß, wenn der A eine Rente genießen will, dieser A auch so und so viele Prämien zu zahlen habe, werden wir ihm, wenn wir sociale Probleme lösen wollen, zu seinem Schrecken die dem gemeinen Rechte so widrige Ansicht entwickeln: Wenn A eine Rente genießen will, muß B die Prämien für ihn einzahlen. Das ist der sociale Versicherungsvertrag, und die Formel erklärt sich einfach, wenn wir unter A den Arbeiter, unter B jedoch den Unternehmergewinn verstehen. Nachdem nämlich der heutige christliche Staat es als seine sittliche Pflicht erkennt, die Gegensätze der gesellschaftlichen Classen, welche er nie wird beseitigen können, in ihre berechtigten Grenzen zu weisen und das Aufsteigen von einer gesellschaftlichen Classe in die höhere zu ermöglichen, muß er es als ein Unrecht der heutigen Gesellschaft empfinden, daß der im Allgemeinen so berechtigte Unternehmergewinn, welcher dem Arbeiter schon theilweise die Verwerthung seines Arbeitscapitals beschränkt, demselben eine Garantie gegen den nothwendigen Verlust der Arbeitskraft verweigert. Man schreibt heute Bände über die sociale Frage und verspricht weitere Bände, welche gleichsam deren „Auflösung in der nächsten Nummer“ bringen sollen. Wenn man aber diese „Frage“ überhaupt in dem Sinne für lösbar hält, daß man die socialen Gegensätze und Classen aus der Welt schaffen will, so verkennt man, daß dies überhaupt den gesellschaftlichen Stillstand bedeuten würde. Das organische Leben der Gesellschaft wird ebensowenig diesen Stillstand ermöglichen wie das Leben der Natur. Und die w a h r e Gleichheit wird immer in dem ermöglichten Kampfe gegen die Ungleichheit liegen. Die Waffe, welche die Verwaltung zu diesem Kampfe an die Hand giebt, ist: die Ermöglichung der aufsteigen-

den Classenbewegung. Wenn wir die Scheidung der Spareinlagen nach Berufen in den Ausweisen der Postsparcasse einsehen, wenn wir die Volksbibliotheken aufsuchen, wenn wir das Walten der Gewerbeinspection beobachten, wenn wir den Arbeiter Sonntags hinter einem Buche und sein Kind in den Fortbildungsschulen finden, da empfinden wir zu unserer Freude die kleinen und oft verborgenen Spuren jener gewaltigen Bewegung, welche durch die ganze menschliche Gesellschaft geht, jenes Ringen und Streben nach Besitz und Wissen, nach Gütern und Ehren, welches ein großer Geist unseres Jahrhunderts mit dem „Marschallstab im Tornister" für das Kriegshandwerk so klug in den Herzen seiner Soldaten zu entfachen verstand, welches aber auch in der Welt der friedlichen Arbeit die Hoffnung und den einzigen Halt des Niedriggestellten der Gesellschaft bildet: die aufsteigende Classenbewegung. In dieser, welche die Grundbedingung jeder Arbeit und jedes Fortschrittes ist, muß die sociale Verwaltung das vornehmste Feld ihrer Thätigkeit erkennen. Wenn sie diese ermöglicht, dann wird die sociale Gleichheit erreicht werden, obwohl eigentlich die Ungleichheit fortbesteht und — wir dürfen sagen — zum Segen für die lebendige Arbeit des ganzen Menschengeschlechts fortbesteht.

Die Aufgabe der socialen Verwaltung tritt uns nun plötzlich ganz klar vor Augen. Wenn wir die capitalbesitzende Classe betrachten, so werden wir im Allgemeinen finden, daß sie ihr Gütercapital gewöhnlich nicht versichert, obwohl sie dazu die ökonomische Fähigkeit hätte, und obwohl der Verlust ihres Gütercapitals gewöhnlich nur ein mit schlechter Gebahrung zusammenhängender, jedenfalls zumeist leicht vermeidbarer ist. Wo immer aber die capitalistische Classe der Gesellschaft die Versicherung ihres Capitals und die Nothwendigkeit einer solchen in Folge äußerer Gefährdungen schon erkannt hat, da finden wir, daß sie sich in den Lebens-, Renten-, Brandschaden-, Vieh-, Transport-, Seeversicherungen, in den hohen Gefahrprämien bei speculativen Geschäften u. s. w. ganz gewaltig geschützt findet.

Wie steht es aber mit der arbeitenden Classe? Ihr einziges Capital ist heute die Arbeitskraft. Und der Verlust dieses Capitals ist nicht ein blos möglicher oder ein durch Vorsicht vermeidbarer. Dieses persönliche Capital muß mit der Zeit verloren gehen, auch wenn der Arbeiter noch so fleißig, haushälterisch und vorsichtig ist. Krankheit, Unfall und Alter sind die natürlichen Feinde desselben. Es muß verloren gehen, bevor es nach den heutigen Verhältnissen noch Zeit gefunden hat, im Sparpfennig u. s. w. selbst capitalbildend zu

wirken. Wir sehen dabei von Ausnahmen und einigen besser gestellten Arbeitern ab. Um aber wenigstens die Möglichkeit und die Keime einer eigenen Capitalbildung nicht zu ersticken, und um die aufsteigende Classenbewegung, welche durch den nothwendigen Verlust des persönlichen Capitals beständig illusorisch gemacht wird, zu ermöglichen, wird es die sociale Verwaltung als ihre Pflicht erkennen müssen, den Arbeiter zu versichern, ohne ihm jedoch die unmögliche Aufbringung der Versicherungsprämie zuzumuthen. Da der Arbeitslohn naturnothwendig diese Gefahrprämie ebenso wie die übrigen Factoren: Nahrung, Wohnung, Kleidung u. s. w., enthalten sollte, was heute nicht der Fall ist, ergiebt sich sofort die ganz klare Erkenntniß: im Unternehmergewinn, der sich sehr wohl gegen eigene, nicht gerade unvermeidbare Gefahren (Gewinnstgefahren) zu schützen weiß, beziehungsweise in einem Factor dieses Unternehmergewinnes, nämlich in dessen Gefahrprämie steckt heute noch die Gefahrprämie des Arbeitslohnes. Und der Unternehmergewinn wird sich durch Erhöhung des Arbeitslohnes den Abzug dieser Gefahrprämie gefallen lassen müssen. Die Arbeiter, welche, ohne die an sich schon geringe Fähigkeit eigener Capitalbildung ganz einzubüßen, nicht die ökonomische Kraft besitzen, ihre Versicherung selbst zu tragen, werden von der anderen Gesellschaftsclasse aus Erwägungen der socialen Pflicht versichert werden müssen.

Das ist die einfache Formel des socialen Versicherungsvertrages im Gegensatze zu der des juristischen. Und jede Arbeiterversicherung wird diese vor Allem beherzigen müssen. Wir dürfen nicht erst näher ausführen, daß dies mit der Frage, wie die Beiträge formell geleistet werden, nahezu nichts zu schaffen hat. Diese Frage kann nur solange eine Bedeutung für uns haben, als die Arbeiterversicherung noch nicht von den wichtigsten Staaten eingeführt und es der damit nothwendigen Verschiebung der Productionsverhältnisse und dem staatlichen Zwangscharakter der Versicherung daher noch nicht gelungen ist, den formellen Versicherungsbeitrag des Arbeiters geradeso wie etwa seine Nahrungskosten, die er sich ja auch formell selbst zahlt, auf den Lohnsatz zu überwälzen. Insolange sollten auch die „formellen“ Beiträge der Arbeiter eine schonende Höhe nicht überschreiten, weil das Odium und die Gefahr der Ueberwälzung zunächst noch die Arbeiter trifft.

Mit dieser unserer Auffassung jedoch, deren Kritik und Beurtheilung wir ruhig der geänderten socialen Anschauung des nächsten Jahrhunderts überlassen, finden wir es vollkommen vereinbar — was

uns *) merkwürdigerweise sogar im Parlamente als Inconsequenz ausgelegt wurde! — eine Beitragsleistung der Arbeiter von jeder socialen Versicherung zu verlangen. Diese formelle Beisteuer halten wir schon nach unseren oben entwickelten Ansichten über den Unterschied zwischen Armenpflege und socialem Hülfswesen aus ethischen Gründen für dringend geboten, von der Rücksicht auf die Erziehung zur Selbstverwaltung und anderen Rücksichten ganz abzusehen.

II.

Während nun dieser einfache Gedankengang schon längst zu einer Versicherung der Arbeiter geführt haben müßte, welche sich ja als die dringendst empfundene Nothwendigkeit ergab, war es der römischen Jurisprudenz vorbehalten, den Gedanken fortwährend zu verdunkeln und dadurch jede wirksame Entwickelung einer Arbeiterversicherung beständig zu hemmen.

Wir erinnern uns, in einer nordischen Hafenstadt fern von dem gewaltigen Leben und Treiben der Quais, fern von der lärmenden Arbeit des mächtigen Welthandels, in einem zum Tümpel gewordenen alten Canale ein altes Kauffahrteischiff gefunden zu haben. Es war zur Wohnstätte für arme Arbeiter geworden, welche die Gebäudesteuer und die Hafengebühr ersparen wollten. Eine Strickleiter und ein Boot ermöglichten den Verkehr über den Tümpel hinüber, die Segel waren verschwunden, die Schiffslucken zu Gitterfenstern mit Blumentöpfen umgestaltet, die stolzen Masten gekappt. Hier und dort ragte aus dem Verdecke ein eisernes Ofenrohr neben den Segelstangen und Raaen, welche zum Trocknen vielfarbiger Wäsche dienten, und an der Stelle des einstigen Hauptmastes stand ein Taubenschlag mit seinem regen Leben. Traurig blickte die hölzerne, am vorderen Schiffsschnabel angebrachte Siegesgöttin, welcher die salzige Woge des Weltmeers das farbige Antlitz verwaschen und zerspült hatte, auf die traurige Ebene hinaus, wie wenn sie dem fernen Heulen der amerikanischen Steamer hätte lauschen wollen, welche am Frachtenquai die besiegten Schiffe des einstigen Weltverkehrs verhöhnen . . . . .

So war auch das römische Recht einst über die Welt gezogen, hatte ihr genügt oder war ihr aufgedrängt worden. Statt aber heute die neuen Verhältnisse nach ihrer eigenen Art zu beurtheilen, gefallen sich die Juristen, denen die Pandekten auf den Lebensweg mitgegeben wurden, darin, das alte, morsche Gebäude durch Zusätze und Aus-

*) Ertl, „Das österr. Unfallversicherungsgesetz". Töplitz und Deuticke, Leipzig und Wien 1887.

wüchse, durch Ofenröhren und Taubenschläge zu einem angeblich unseren modernen Verhältnissen entsprechenden auszugestalten.

Was aber wissen die Pandekten von den Arbeitern, was von Berufskrankheit und Betriebsunfall? Ihnen ist es ganz gleichgültig, ob der Gaius einen Unternehmergewinn erzielt, oder welcher Gesellschaftsclasse der Titius angehört. Wenn er nur kein Sklave oder Fremder war, konnte er im Uebrigen für die Casuistik des römischen Rechts ein ganz beliebiges Mitglied der Gesellschaft sein. Ob er seine Arbeitskraft verwerthen konnte, ob er Capital besaß oder nicht, ob er darbte oder verhungerte oder von seinem Gläubiger wie ein Thier des Waldes behandelt wurde, was kümmerte das die Pandekten?

In dieser Welt des starren Rechts nun fand man einen Begriff vor: Das Verschulden (culpa). Hatte Jemand einen Schaden verschuldet oder hatte dies sein Beauftragter gethan, so haftete er für den Schadenersatz. Den Pandekten war es ihr Lebetag nie eingefallen, bei dieser Bestimmung daran zu denken, daß ein Arbeiter von dem Treibriemen der Dampfmaschine erfaßt und von dieser zermalmt würde, oder daß ein Fabriksbesitzer durch mangelnde Exhaustoren und Ventilationen die Nekrose oder Tuberkulose seiner Arbeiter „verschuldete". Der Titius war ja doch — beim Papinian! — kein Tunker einer Zündhölzchenfabrik oder Heizer einer Dampfmaschine! Aber da die Bestimmungen über die culpa die einzigen waren, in welche sich die sociale Frage des Betriebsunfalls hineinzwängen ließ, so machten die Juristen sofort aus der socialen Pflicht der Gesellschaft ein bürgerliches Recht des Arbeiters gegen den Unternehmer, womit natürlich die Frage in eine ganz falsche Richtung gelenkt wurde. Denn die Betriebsunfälle wie die Berufskrankheiten sind eine von dem Verschulden der Unternehmer ziemlich unabhängige Erscheinung, und wenn es sich darum handelt, den Arbeiter im Kampfe ums Dasein gegen den viel kräftigeren und widerstandsfähigeren Körper der Maschine zu schützen, darf man diesen Schutz füglich nicht von dem so schwierigen Nachweise dieses oder jenes Verschuldens abhängig machen. Das Verschulden kommt überhaupt bei der socialen Beurtheilung gar nicht in Frage, sondern nur die Thatsache, daß so und so viele Arbeiter täglich und jährlich durch die Natur der Sache selbst um ihre Existenz kommen.

Bis heute galt in Oesterreich der Standpunkt des römischen Rechtes, beziehungsweise des gemeinen Rechtes, wonach der Unternehmer nur dann haftet, wenn ihm ein eigenes Verschulden oder bezüglich seines Vertreters (Aufsehers) ein Verschulden in der Wahl oder

Ueberwachung (von dem Arbeiter!) nachgewiesen wird. Auf diesem Standpunkte, welcher so gut wie gar keine Fürsorge gegen die Unfälle der Arbeiter bedeutet, steht im Wesentlichen auch Ungarn. Nur haben Oesterreich durch das Gesetz vom Jahre 1869 und Ungarn durch das Gesetz vom Jahre 1874 wenigstens für Eisenbahnen die umgekehrte Vertheilung der Beweislast anerkannt, indem die Unternehmungen hier immer haften, wenn sie nicht das Verschulden des Verletzten oder eines Dritten oder aber eine force majeure nachweisen können. Daß auch das nicht genügt, zeigen uns die statistischen Ausweise, wo wir diesen Beweis in mehr Fällen erbracht finden, als es nach menschlichem Wissen möglich erscheint.

Auf diesem Standpunkte des gemeinen Rechtes stehen auch noch die Vereinigten Staaten von Nordamerika (obwohl dort die sonstigen Arbeiterverhältnisse diese Härte bedeutend mildern), auch Skandinavien und Rußland.

In Deutschland hatte im Jahre 1871, also noch lange vor der Arbeiterversicherung, das sogenannte Haftpflichtgesetz die Haftung der Unternehmer auch für das Verschulden ihrer Beauftragten ausgesprochen. Damit war aber das Uebel fast noch vergrößert worden, da sich eine Unmasse von Processen entwickelten, in welchen es dem Arbeiter fast regelmäßig unmöglich war, den Beweis des Verschuldens zu führen, wodurch er gewöhnlich auch noch das einbüßte, was ihm der nunmehr verbitterte Unternehmer sonst etwa aus Mildherzigkeit gegeben hätte. Bezeichnend aber für die ganz schiefe Auffassung ist es, daß eine Partei gegen die Unternehmer zeterte, eine andere wieder die Gehässigkeit der Arbeiter angriff, während der Grundfehler doch nur darin lag, daß man ein sociales Uebel auf dem verbitternden Wege eines unzulänglichen Privatrechtes lösen wollte, so daß die Unternehmer an dem Uebel ebenso unschuldig waren wie die Arbeiter selbst.

In den Ländern des Code Napoléon sowie in Holland und Italien besteht diese Ordnung der Dinge noch heute, obwohl staatlich subventionirte Cassen dort theils geplant, theils eingerichtet sind, welche die unhaltbare Auffassung noch länger vor einer Aufklärung bewahren werden, ohne eigentlich organisch gedacht und daher zweckentsprechend zu sein.

In England ist die Haftpflicht nur auf schadhafte Maschinen und sonstige mangelhafte Fabrikseinrichtungen erweitert, während in der Schweiz im Allgemeinen bis heute der Standpunkt unserer Eisenbahngesetze gilt.

Doch ist gerade die Schweiz das Land unserer Hoffnung. Denn dort macht sich ein gewaltiges Bedürfniß nach Reform geltend, und es scheint fast, als ob dieser Staat der erste sein werde, welcher sich den in diesem großen Probleme bahnbrechenden Staaten: Deutschland und Oesterreich anschließen wird. Die Schweiz, wo seit dem Haftpflichtgesetze des Jahres 1881 die günstige Vertheilung der Beweislast nicht nur auf die Eisenbahnen beschränkt ist, sondern auch den Fabriksarbeitern zu Gute kommt, hat schon im Jahre 1885 die Frage einer allgemeinen obligatorischen Unfallversicherung der Arbeiter in's Auge gefaßt. Sie geht dabei sehr gewissenhaft vor. Denn während sich Deutschland vor seinen maßgebenden Gesetzen nur auf eine durch vier Monate gemachte Unfallstatistik (1881) beschränkte und Oesterreich sozusagen ohne jede statistische Vorerhebung seine Versicherungsgesetze ausarbeitete, hat die Schweiz mit 1. April 1888 eine unfallstatistische Erhebung eingeleitet, welche auf drei Jahre berechnet und mit dem Vortheile eines vorzüglichen Zählkartensystems ausgestattet ist. Obwohl nun diese Erhebung die Frage gänzlich offen gelassen hat, ob sie gerade zu einer obligatorischen Versicherung der Arbeiter führen wolle, dürfen wir doch die bestimmte Hoffnung aussprechen, daß dieses Ergebniß sich herausstellen wird, da die ganze Frage der socialen Versicherung uns eine wenig controverse scheint in dem Augenblicke, wo man überhaupt die Verhältnisse vom Standpunkte der socialen Verwaltung aus zu studiren beginnt.

Indem wir also die Hoffnung hegen, daß die Zukunft den beiden Staaten der socialen Versicherung einen gründlich vorgehenden und daher gewiß erfolgreichen Bundesgenossen in der Schweiz zuführen wird, mag es uns gestattet sein zu zeigen, wie die Dinge heute in Oesterreich liegen, wobei wir des deutschen Vorbildes nicht vergessen wollen.

III.

In Oesterreich besteht dermalen das Unfallversicherungsgesetz vom 28. December 1887 (R. G. Bl. Nr. 1 ex 1888), welches im Wesentlichen dem industriellen Unfallversicherungsgesetze des Deutschen Reiches vom 6. Juli 1884 nachgebildet ist. Deutschland hat inzwischen schon die Unfallversicherung durch eine Reihe von Gesetzen der Jahre 1885, 1886 und 1887 auf die großen Transportbetriebe, auf die Betriebe des Heeres und der Marine, auf die Beamten und Personen des Soldatenstandes, auf die land- und forstwirthschaftlichen sowie auf die Baubetriebe, endlich auf die Seeleute ausgedehnt.

Obwohl wir in Oesterreich schon ein Versicherungsgesetz haben, hat doch die Versicherung selbst noch nicht zu leben begonnen, nachdem der § 62 den Beginn derselben einer Verordnung des Ministeriums des Innern überläßt, wodurch der für die Vorbereitung und Organisation der gewaltigen Institution erforderliche Zeitraum gewonnen werden soll.

Wir werden uns diese Versicherung in folgender Weise vorzustellen haben, wobei wir von Details absehen und nur die Hauptsache im Auge halten wollen.

In ganz Oesterreich wird eine Reihe von Unfallversicherungsanstalten bestehen, je nach Bedarf für ein Kronland oder auch für mehrere Kronländer. Diese Anstalten werden, obwohl an sich selbstständige Selbstverwaltungskörper, doch durch einen gemeinsamen Reservefonds sowie durch die Aufsicht und Controle des Ministeriums des Innern, dem ein berathender Körper (Versicherungsbeirath) zur Seite steht, in Fühlung miteinander bleiben. Diese Anstalten gehen in Bezug auf Prämie und Rente durchaus nach streng versicherungstechnischen Grundsätzen und nach dem Principe der Capitalsdeckung vor.

An diese Versicherungsinstitute nun laufen die Anzeigen der versicherungspflichtigen Betriebe (vorläufig im Großen und Ganzen der Großindustrie) ein. An diese Anstalten senden auch die Unternehmer in jeder Beitragsperiode den entsprechenden Beitrag (so wie eine Prämie an eine Privatversicherungsgesellschaft) ein. Sie berechnen sich selbst diese Beiträge nach der Höhe des ihnen bekannten Arbeitsverdienstes ihrer Arbeiter und Betriebsbeamten und nach dem ihnen von der Anstalt mitgetheilten Tarife, welcher den Betrieb genau in eine Gefahrenclasse und in das betreffende Gefahrenprocent einreiht, worauf dann die Ueberprüfung, beziehungsweise Correctur der Berechnung durch die Anstalt erfolgt. Während die Unternehmer den Beitrag voll einzuzahlen haben, sind sie doch berechtigt, 10 Procente desselben von den Arbeitern durch Abzug vom Lohne hereinzubringen. Wie wir oben darzulegen versuchten, können wir diesen formellen und ethisch sehr berechtigten Beitrag der Arbeiter für die Zukunft, wo hoffentlich ganz Europa seine Unfallversicherung haben wird, eben nur als einen formellen verstehen, der sich mit der Zeit in die Gestehungskosten des Unternehmens hineinschieben, also den Arbeitslohn auf Kosten des Unternehmergewinnes erhöhen wird.

Tritt nun ein Unfall ein, so erstattet sofort der Betriebsunternehmer die Anzeige, worauf die Feststellung des Anspruches — wie wir

hoffen: auch durch ein ausgedehntes Netz von Inspectoren — erfolgt. Bei dieser Untersuchung nun wird es sich keineswegs wie früher um die Herausarbeitung irgend eines Verschuldens quand même handeln, sondern — und wir wollen da wieder über die von der Haftpflichtfrage noch immer etwas angekränkelten Bestimmungen unseres Gesetzes hinweg in eine bessere Zukunft den Blick werfen — die Frage etwaiger civil- oder strafrechtlicher Combinationen wird ganz dem Civil- oder Strafrechte überlassen bleiben, dessen mangelhaften Schutz man in nicht allzu ferner Zeit bei einigermaßen regelmäßig functionirender Versicherung schon belächeln wird.

Bei einer Körperverletzung erhält der Arbeiter vom Beginne der fünften Woche nach Eintritt des Unfalls an für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit eine Rente von 60 Procent des durchschnittlichen Jahresarbeitsverdienstes, bei nur theilweiser Erwerbsunfähigkeit je nach dem Grade derselben weniger und zwar im Maximum 50 Procent des Jahresarbeitsverdienstes. Endet der Unfall tödtlich, so werden außer diesen genannten, eventuell auch gebührenden Leistungen überdies die Beerdigungskosten und an die Hinterbliebenen des Verunglückten von seinem Todestage angefangen Renten gezahlt, welche für die Wittwe (oder den Wittwer), für jedes hinterbliebene eheliche, elternlose Kind und für die Ascendenten des Verstorbenen je 20 Procent des Jahresarbeitsverdienstes betragen. Die Wittwe hat jedoch nur bis zu ihrem Tode oder ihrer Wiederverheirathung (in welchem Falle sie eine Abfindung erhält), der Wittwer aber nur im Falle und für die Dauer seiner Erwerbsunfähigkeit, das Kind nur bis zu seinem zurückgelegten 15. Lebensjahre Anspruch auf die Rente. Die Renten der Wittwe, beziehungsweise des Wittwers müssen proportional verkürzt werden, wenn sie in ihrer Concurrenz mehr als 50 Procent des Jahresarbeitsverdienstes ausmachen. Die Ascendenten, unter denen die Eltern vor den Großeltern bevorzugt sind, erhalten die Rente nur, wenn der Verunglückte ihr einziger Ernährer war. Ihr Anspruch ist überhaupt ausgeschlossen, soweit die genannten 50 Procent der ersten Gruppe durch sie überschritten würden.

Die Arbeiter haben insoferne einen Antheil an der Verwaltung dieser Institute, als der Vorstand derselben zu einem Drittel aus Arbeitern besteht und auch das Schiedsgericht Arbeiter in sich faßt. Die Selbstverwaltung der Arbeiter ist somit eine viel weiter gehende als in Deutschland, wo die Berufsgenossenschaft nur aus den Unternehmern gebildet wird und die Theilnahme der Arbeiter, welche auch

in Folge dessen in Deutschland keine Beiträge zu den Einzahlungen leisten, auf das Schiedsgericht, die Begutachtung der Unfallverhütungsvorschriften und die Vertretung im Reichsversicherungsamte beschränkt ist.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der wichtigste Unterschied der deutschen Unfallversicherung von der österreichischen: die berufsgenossenschaftliche Organisation, manche Vortheile gegenüber den Territorialanstalten darstellt. Die feine Gliederung des Prämientarifes und insbesondere die von der Berufsgenossenschaft viel leichter und eingehender zu beherrschende Unfallverhütung lassen sich als derartige Vortheile anführen. Diese verschwinden aber unserer Ansicht nach gegenüber dem Umstande, daß in Oesterreich bei der Verschiedenheit der Königreiche und Länder Berufsgenossenschaften, welche über das ganze Reich ihre Organisation ausdehnen würden, geradezu ein Ding der Unmöglichkeit wären. Dazu kommt das versicherungstechnische Moment, wonach in dem Zusammenlegen der verschiedenartigsten Risiken der Berufe eines Kronlandes ein entschiedener Vortheil gesehen werden muß, während die ethischen Gründe, welche man für die Gemeinsamkeit der berufsgenossenschaftlichen Interessen anführt, ziemlich in den Hintergrund treten, wenn man bedenkt, wie wenig bei Maschinenbetrieb und Arbeitstheilung heute von einem Unterschiede der industriellen Arbeiter in den verschiedenen Industriezweigen die Rede sein kann. Was aber am meisten gegen die Berufsgenossenschaft spricht, das ist die Complication der Verwaltung und die deshalb erwachsenden Kosten. Während in Folge des Territorialprincips in Oesterreich, wie wir sehen werden, eine Verbindung der Unfall- mit der Krankenversicherungs-Organisation möglich sein wird, muß die Verwaltung dieser beiden Gebiete in Deutschland völlig getrennt gehen. Jede Berufsgenossenschaft muß ferner ihre eigenen Auslagen, einen eigenen Beamtenkörper und ganz eigene, Zeit und Geld verschwendende Erhebungen, Controlen u. s. w. haben, welche sich bei einer territorialen Versicherungsanstalt viel leichter verbinden und sparsamer bewerkstelligen lassen. Es ist ja doch im Jahre 1887 schon die Zahl von 64 Berufsgenossenschaften und von 47 Ausführungsbehörden für die Reichs- und Staatsbetriebe erreicht worden.*) Die Ausgaben der Berufsgenossenschaften allein betrugen im Jahre 1886 schon 4·9 Millionen Mark, wovon auf die Entschädigungsbeträge nur 1·7 Millionen fallen, während das Uebrige auf Kosten der Unfalluntersuchung,

*) Amtliche Nachrichten des Reichsversicherungsamtes, Jahrgang 1888, Nr. 5.

Schiedsgericht, Unfallverhütung und allgemeine Verwaltungskosten (2·9 Millionen) entfällt. Und diese Kosten werden sich, da in Deutschland das Umlageverfahren besteht, in rasch aufsteigender Curve erhöhen, wobei allerdings dann der percentuelle Antheil der Verwaltungs- an den gesammten Kosten ein günstigerer werden wird.

Die Frage, ob das Umlageverfahren oder das Capitaldeckungsverfahren das zweckmäßigere sei, kann hier füglich unerörtert bleiben, nachdem die Vertheidiger des Umlageverfahrens in Deutschland unbedingt von der Voraussetzung der Berufsgenossenschaft ausgehen mußten, deren Unmöglichkeit für Oesterreich heute schon ziemlich allgemein anerkannt wird. Ja wir dürfen unseres Erachtens für Oesterreich nicht nur das Verdienst in Anspruch nehmen, die deutschen Verhältnisse nicht blind nachgebildet zu haben, sondern wir möchten sogar in den Territorialanstalten und dem damit gegebenen streng versicherungstechnischen Verfahren einen wesentlichen Fortschritt in der Lösung der Arbeiterversicherung erkennen, nachdem man in Deutschland, wo doch die Verhältnisse für die Berufsgenossenschaft weitaus günstiger liegen, heute schon genug Feinde derselben zählt. Und während uns als einem bescheidenen Vertreter des Territorialprincips noch vor einem Jahre von sehr maßgebender fachmännischer Seite aus Berlin die Berufsgenossenschaft damit vertheidigt wurde, daß dieselbe eben außer der Unfallversicherung noch andere wichtige Gebiete zu übernehmen habe, was wir schon damals bezweifelten, hat sich thatsächlich heute herausgestellt, daß die Altersversicherung in Deutschland nicht auf berufsgenossenschaftlicher Basis geplant wird.

Außer den schon erwähnten Unterschieden des deutschen Gesetzes möchten wir noch hervorheben, daß in Deutschland die Carenzzeit 13 Wochen und die Rente bei völliger Erwerbsunfähigkeit 66⅔ Procent beträgt. Natürlich giebt es der Verschiedenheiten im Einzelnen noch eine ganze Menge. Wir können hier darauf nicht eingehen. Wir möchten nur auf einen Punkt hinweisen, dessen Anregung wir schon mehrmals versucht haben. In Deutschland erfolgt die ganze Geldgebahrung der Unfallversicherung durch ein Vorschuß- und Eincassirungsverfahren der Postämter. Im österreichischen Gesetze ist darüber gar nichts normirt. Würde es nicht angesichts des Umstandes, daß wir in Oesterreich das segensreiche Institut einer Staatssparcasse besitzen, schon jetzt von Werth sein, die Abwickelung des ganzen Zahlungsverkehrs der socialen Versicherung durch die Staatssparcasse in's Auge zu fassen?

IV.

Sehr klar läßt sich die Verwirrung über den Begriff des Verschuldens erkennen, wenn man die Krankenversicherung etwas näher untersucht. Ein wichtiges Mittelglied bilden hier die gesammten Gewerbeordnungen, worauf aber hier leider nicht des Näheren eingegangen werden kann. Nur der Charakteristik halber sei gestattet, auf die Frage ein Streiflicht zu werfen.

Bei der Berufskrankheit hätte naturgemäß dieselbe Frage nach dem Verschulden der Unternehmer aufgeworfen werden müssen wie bei den Betriebsunfällen. Da sich jedoch die Krankheit nicht so herausfordernd der öffentlichen Theilnahme aufdrängt wie der Unfall, und da namentlich hier die Knappschaftscassen (in Oesterreich aber auch das sogenannte „Verpflegskostennormale" vom Jahre 1837) schon vielfach vorgearbeitet hatten, sah man viel schneller ein, daß ein langer Schadenersatzproceß nach bürgerlichem Rechte für den erkrankten Arbeiter wohl nur eine farce bedeuten könnte. Die Krankheitshaftung hat sich daher, abgesehen von manchen fast komischen Anwendungen der Haftpflicht für Krankheiten, wie z. B. im schweizerischen Fabrikengesetze, mehr oder weniger von dem Gebiete des Privatrechtes weg und in die Gewerbeordnungen hinein geflüchtet. Sowohl die österreichische wie die ungarische Gewerbeordnung anerkennen die Verpflichtung der Unternehmer, die Fabriken so einzurichten, daß dabei die Gesundheit der Arbeiter nicht leide. Die Arbeitsräume sollen sogar möglichst „licht, rein und staubfrei" erhalten und für Lufterneuerung gesorgt werden. Den Gewerbeinspectoren ist es auch schon gelungen, auf Grund unseres § 74 ganz ausgiebige Geldstrafen der Unternehmer zu erzielen, womit allerdings die eigentlich intentionirte Schadenersatzidee ebensowenig befriedigt, als dem socialen Schaden der Berufskrankheit, welcher an sich gar nicht dem Unternehmer anzurechnen ist, abgeholfen wird.

Wir dürfen es daher als ein Glück bezeichnen, daß Oesterreich in Nachbildung des deutschen Gesetzes vom 15. Juni 1883 mit dem Gesetze vom 30. März 1888, R. G. Bl. Nr. 33, eine obligatorische Krankenversicherung der Arbeiter angebahnt hat. Die Versicherung betrifft im Wesentlichen außer den gegen Unfall versicherten Personen noch insbesondere sämmtliche Arbeiter des Kleingewerbes.

Die ganze Einrichtung der Krankenversicherung ist viel complicirter als die der Unfallversicherung. Wir wollen uns im Folgenden nur der Hauptsache nach ein Bild derselben entwerfen.

Ueber das ganze Reich ist ein Netz von Bezirkskrankencassen gebreitet, welche in der Regel für jeden Gerichtsbezirk errichtet werden und als subsidiäre und obligatorische Versicherungscassen für alle Arbeiter dienen, die nicht einer sonst gesetzlich gestatteten Krankencasse angehören. Zur Schonung bestehender Verhältnisse werden nämlich vom Gesetze auch Betriebs-, Genossenschafts-, Vereins- und Knappschaftscassen geduldet, wofern sie sich gewissen Bedingungen fügen. Die Cassen nun können in Verbände vereinigt und von dem Vorstande der Unfallversicherungsanstalt des Landes verwaltet werden. Damit ist die organische Angliederung der Kranken- an die Unfallversicherung in Oesterreich gegeben, welche in Deutschland fehlt. Die Aufsicht und eventuell Organisation der Cassen wird von den politischen Behörden besorgt. Im Vorstande sind wieder Arbeiter und Arbeitgeber vertreten. Die Cassen werden wie die Unfallversicherungsanstalten nach versicherungstechnischen Grundsätzen verwaltet.

Die Beiträge der Mitglieder werden in Procenten des Lohnes berechnet, und gilt im Allgemeinen der Satz von 3 Procent des Lohnes als Maximum. Dabei ist es interessant zu sehen, wie das erst jüngst erschienene Musterstatut*) den Krankencassen die Möglichkeit an die Hand giebt, entweder die Prämie ohne Rücksicht auf das Alter der Mitglieder festzustellen oder aber die einzelnen Altersclassen nach streng versicherungstechnisch gearbeiteten Tabellen zu berücksichtigen. Es ist vielleicht nicht ohne allgemeines Interesse anzuführen, daß in diesen Tabellen der wöchentliche Beitrag eines Mitgliedes bis zum 40. Altersjahre bei 30 Kreuzer Taglohn auf 4 Kreuzer, bei 1 Gulden auf 8 Kreuzer, bei 2 Gulden auf 14·5 Kreuzer festgesetzt ist. Für die Altersstufe vom 41. bis zum 50. Jahre ergeben sich die entsprechenden Tarifsätze mit 4·5, 10·5 und 18·5, für jene vom 51. bis zum 60. Jahre mit 5·5, 13 und 24, für jene über dem 60. Jahre mit 5·5, 16 und 30 Kreuzern. Als Alter ist natürlich hier jenes beim Eintritte in die Casse zu verstehen.

Zwei Drittel der Beiträge müssen von den Arbeitern und ein Drittel vom Arbeitgeber gezahlt werden. Doch müssen wir auch hier wieder annehmen, daß diese Belastung der Arbeiter auf die Dauer nur eine formelle werden kann. Die Arbeitgeber regressiren sich wieder wie bei der Unfallversicherung durch Lohnabzüge.

Das Krankengeld beträgt 60 Procent des im Gerichtsbezirke üblichen Taglohnes gewöhnlicher Arbeiter und muß, wenn die Krankheit

*) Reichsgesetzblatt vom 27. October 1888, Nr. 159.

nicht früher endet, durch mindestens 20 Wochen gewährt werden. Ueberdies wird freie ärztliche Behandlung und das Nothwendigste an Heilmitteln gewährt. Im Todesfalle des Versicherten erhalten die Hinterbliebenen die Beerdigungskosten. Die Krankencassen haben natürlich ihre Unterstützungen auch zu leisten, wenn die Krankheit die Folge eines Betriebsunfalls ist. Durch diese Bestimmung wird die vierwöchentliche Carenzzeit der Unfallversicherung in Rücksicht gezogen. Krankencasse und Unfallversicherungsanstalt kommen natürlich in solchen Fällen in der Regel zu einem Regreßverhältniß, welches uns hier nicht näher interessirt. Natürlich sind die vielen Formen der vom Gesetze geschaffenen oder geduldeten Krankencassen so verschieden, daß auf die Mannigfaltigkeit der einzelnen Bestimmungen hier nicht eingegangen werden kann.

Wir wollen nur hervorheben, daß der wichtigste Unterschied zwischen der deutschen und der österreichischen Krankenversicherung in dem staatlichen Organismus der Bezirkscassen besteht. In Deutschland hat man dafür die schon früher entwickelten Gemeinde- und Ortskrankencassen. Das Krankengeld beträgt in Deutschland nur 50 Procent des Taglohns und wird nur bis zu 13 Wochen ausgezahlt. Die Beiträge betragen höchstens 1·5 Procent des Taglohns.

Leider stehen Deutschland und Oesterreich einstweilen vereinzelt da mit einer obligatorischen Krankenversicherung der Arbeiter. Doch kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß auch in dieser Hinsicht bald ein einheitlicher Reformgedanke zum Durchbruche gelangen wird. Bedenkt man, daß die Krankenversicherung verhältnißmäßig alt ist, und daß es nur der Unzulänglichkeit, Mannigfaltigkeit und Uncontrolirbarkeit der bis heute bestehenden kleinen Organisationsformen zuzuschreiben ist, wenn bis heute dem Elende der erkrankten Arbeiter nicht gesteuert werden konnte, so wird man bald zur Einsicht kommen, daß eben auch dieses Gebiet der einheitlichen socialen Verwaltung unterstellt werden muß. Was größere und gut geleitete Institutionen hier zu leisten vermögen, das beweisen schon einzelne Beispiele hervorragender Cassen, wie z. B. die Wiener und die Pester Arbeiterkranken- und Invalidencasse.

Möchte doch in Oesterreich — und hoffentlich auch bald in Ungarn — die Erkenntniß immer allgemeiner werden, daß weder mit der Verneinung der Nothwendigkeit socialer Verwaltungsmaßnahmen, welche noch vor zehn Jahren viele Vertheidiger fand, noch aber auch mit unrealisirbaren socialistischen Systemen der arbeitenden Classe gedient ist. Möchte der Weg der positiven Socialreform, welcher in Europa nun einmal betreten ist, muthig weiter beschritten werden. Wir haben

nicht nur eine Sache zu vertreten, deren Erfolge die Kleinmüthigkeit heute noch nicht vorauszusehen vermag, sondern, was noch trauriger ist, eine Sache, welcher sich jene, denen sie gilt, selbst in Verblendung oft in den Weg stellen. Bedenken wir aber, daß heute schon jeder zehnte Einwohner des Deutschen Reiches von der Gefahr befreit ist, auf seinem Krankenlager in Noth und Verlassenheit zu verkümmern, bedenken wir, daß die Zeit vorbei ist, wo der von der Maschine zerfleischte Arbeiter und dessen Familie einfach als unbrauchbarer „Productionsfactor“ vor die Thür gesetzt wurde, dann werden wir trotz aller Nergelei nicht leugnen können, daß wir vor einer großen, vor einer europäischen Bewegung stehen, welcher sich, da sie eine gute und das Bedürfniß der Zeit erfüllende Sache vertritt, bald die anderen Staaten anschließen werden.

Möge auch in Oesterreich jeder Einzelne in seinem bescheidenen oder großen Wirkungskreise mit dem ganzen Ernste, welchen eine gemeinförderliche und heilbringende Sache verdient, dem wirklichen Gelingen der vorläufig erst so großartig geplanten socialen Versicherung seine Kräfte leihen.

Daß schon jetzt eine große und ernste Arbeit erforderlich ist und auch geleistet wird, sehen wir aus den Vorbereitungen, welche für die Organisation der Versicherung getroffen werden.*) Mögen aber auch die weiteren Kreise der Bevölkerung, welche an der Reform nicht unmittelbar interessirt sind, an der Sache regen Antheil nehmen zur Förderung des gemeinen Wohles, zum Ruhme unseres Vaterlandes.

*) Vgl. Amtliche Nachrichten des k. k. Ministerium des Innern, betreffend die Unfallversicherung und die Krankenversicherung der Arbeiter.

Zur Ethnographie von Dalmatien.

Von Professor Herm. Ign. Bidermann.

Die Zusammensetzung der dalmatinischen Bevölkerung war, was deren Abstammung und die Nationalitätsverhältnisse anbelangt, bisher nie Gegenstand gründlicher Erhebungen. Bis gegen die Mitte des laufenden Jahrhunderts unterschied man als deren Bestandtheile blos Slaven und Italiener. Für Wohnplätze Letzterer galten die Inseln und die Küstenstädte; das Innere des Festlandes dagegen dachte man sich als ausschließlich von Slaven bewohnt, deren nähere Definirung man dadurch umging, daß man sie Alle die illyrische Sprache reden ließ. Was man eigentlich unter dieser zu verstehen habe, ob das Kroatische oder das Serbische oder ein besonderes, den Dalmatinern eigenthümliches Idiom: das blieb unerörtert, bis Paul Jos. Safařik, Vuk Karadžić, Theodor Petranović u. A. sämmtliche Slaven Dalmatiens unter dem nationalen Gesichtspunkte für Serben erklärten und dabei auf den Widerspruch kroatischer Schriftsteller stießen.

Um den aus diesem Anlasse drohenden Zerwürfnissen vorzubeugen und den verschiedenen Gruppen der Südslaven vielmehr mittelst literarischer Wechselbeziehungen zu nationaler Einheit zu verhelfen, organisirte Ludwig Gaj die unter dem Namen des „Illyrismus" bekannten Gegenbestrebungen. Damit brachte er nur dasjenige in ein System, was längsther schon in Dalmatien zur Vermeidung nationaler Zwistigkeiten in Mitte der dortigen Slaven üblich gewesen war. Er entlehnte auch das bezügliche Schlagwort dem dalmatinischen Sprachgebrauche. Und da dessen Vorgeschichte wenig bekannt, der in Rede

stehende Bemäntelungsversuch aber für das vorliegende Thema von großer Bedeutung ist, so will ich hier vor Allem über die älteren Entwickelungsphasen des „Illyrismus“ in Dalmatien Einiges mittheilen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Bezeichnung der von altersher in Dalmatien gesprochenen, slavischen Mundarten mit dem Worte „Illyrische Sprache“ auch die Frage nach der Abstammung der dortigen Slaven zu umgehen bezweckte. Man stellte diese solchergestalt als Ureinwohner hin, über deren Abkunft Näheres eben nicht bekannt sei. Von der in geschichtlicher Zeit erfolgten Einwanderung der Serben und Kroaten sah man des lieben Friedens wegen ab und weil man die betreffenden Nachkommen voneinander zu scheiden für ein Wagniß hielt oder gar an der Möglichkeit, dies zu thun, verzweifelte, ließ man sie alle in dem vagen Begriffe der Illyrier aufgehen. Andererseits gab man damit zu verstehen, daß die Slaven Dalmatiens auch Sprößlinge slavischer Völkerschaften, die bereits vor Ankunft der Kroaten und der Serben im Lande ansässig waren, in sich begreifen. Der Hinweis hierauf entsprach offenbar einer uralten Ueberlieferung, auf deren historischen Gehalt ich später zurückkomme. Es diente ferner dazu, die sogenannten Morlaken, d. h. diejenigen slavisch sprechenden Ankömmlinge, welche erst in neuerer Zeit den Boden Dalmatiens betreten hatten, vor einer Kritik ihres nationalen Wesens zu schützen, welche ihre kriegerischen Verdienste zu verdunkeln oder religiöse Reibungen hervorzurufen geeignet war.

Einzelne der Verherrlichung der illyrischen Sprache gewidmete Schriften, welche in Dalmatien verfaßt wurden, tragen hinwieder ein panslavistisches Gepräge, wenn schon politische Hintergedanken dieser Art darin fehlen und es den Verfassern hauptsächlich nur darum zu thun war, die slavische Literatur von Ragusa als Gemeingut aller Slaven zu feiern. Aber sie lenkten dadurch die Aufmerksamkeit berufener Kreise von der Specialisirung des slavischen Wesens, dessen Heimath Dalmatien ist, immer von Neuem ab, so daß im Lande selber während des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus fast Niemand hierum sich kümmerte. Das Vorbemerkte gilt von der 1754 in Venedig gedruckten Schrift des Ragusäers Sebastian Dolci: „De illyricae linguae vetustate et amplitudine” so gut, als von der 1806 zu Ragusa erschienenen Abhandlung des Piaristen Fr. Mar. Appendini „De praestantia et vetustate linguae illyricae”. Erstere verfolgte allerdings auch den Zweck, die Ragusäer zur Pflege ihres slavischen Idioms

zu ermuntern. Wie allgemein dieses unter dem Namen der „Lingua illyrica" bekannt war, lehrt der Aufruf vom Jahre 1783, womit der ragusäische Buchhändler A. Occhi die „Amatori della lingua illirica" von seinem Vorhaben, die Werke der ragusäischen Classiker in 30 Bänden zu publiciren, benachrichtigte und zur Subscription darauf einlud.

Andererseits wurden alle in Dalmatien gebräuchlichen, slavischen Mundarten mit Einschluß der beim Gottesdienste angewendeten kirchenslavischen Sprache unter der Bezeichnung „lingua slava" oder „lingua slavonica" zusammengefaßt. Niemand untersuchte, worin diese Mundarten übereinstimmten und worin sie voneinander abwichen. Man ignorirte sie insgemein und trieb die Gleichgültigkeit gegen solche Dinge dort so weit, daß man russische Kirchenbücher zur Verbesserung der glagolitischen Texte, deren sich die slavischen Priester in der Kirche bedienten, heranzog. Hiervon versprachen sich ernsthaft denkende Männer eine günstige Rückwirkung auf die Kenntniß der slavischen Volkssprache und auf deren Anwendung seitens der gebildeteren Volksclasse im Verkehre mit den Bauern. Einer der hervorragendsten Großgrundbesitzer des Landes, der Conte Rados Antonio Michieli-Vitturi von Traú, sprach im Vorworte zu einer von ihm 1787 in Venedig herausgegebenen Schrift des Archidiakons Matteo Sovich die Erwartung aus, mit der Wiederbelebung des Altslavischen im Bereiche der dalmatinischen Liturgie, wofür außer dem vorgenannten Erzpriester damals der Erzbischof G. L. Garagnin von Spalato, der Lesinaer Bischof G. D. Stratico u. A. sich interessirten, werde die slavische Landessprache zu neuer Blüthe gelangen und der Uebelstand, daß viele Grundherren mit ihren Colonen nur durch Dolmetscher verkehren, ein Ende nehmen. Das Altslavische sollte eben die fehlende Schriftsprache ersetzen, in deren Ermanglung (und weil es an Elementarschulen gebrach) fast jede slavische Gemeinde in Dalmatien ihren besonderen Dialekt redete, auch die dortigen slavischen Priester eines Mittels, sich untereinander in ihrer Muttersprache zu verständigen, entbehrten und die glagolitische Literatur keine Verwerthung mehr fand. Aushülfsweise wurde, so z. B. vom Jesuiten P. Bartholomäus Kassić (Cassio) beim Uebersetzen des Rituale Romanum, um das Jahr 1638 die „bosnische Sprache" in Anwendung gebracht; aber es geschah dies auf die eingestandene Gefahr hin, daß sowohl die Ragusäer als die eigentlichen Dalmatiner daran Anstoß nähmen. Schon die Wahl der Buchstaben, beziehungsweise der Alphabete, mittelst welcher die slavischen Laute ausgedrückt werden sollten, war mit großen Schwierigkeiten ver-

bunden und je nachdem das cyrillische oder das glagolitische Alphabet in Anwendung kam, wurde zwar auf die religiöse Richtung des Autors daraus geschlossen, aber ein nationaler Unterschied nicht daraus gefolgert.

So entzogen sich in Dalmatien die Nationalitätsverhältnisse, was die hiesigen Slaven betrifft, lange einer exacten Beobachtung zumal der Begriff des Kroaten so wenig als der des Serben fest stand. Noch heutzutage ist das Schwanken dieser beiden Begriffe ein Hinderniß für die richtige Beurtheilung des in Rede stehenden Sachverhaltes. Um so gewagter war vor 40 Jahren die Behauptung, daß es in Dalmatien 378.676 Serben und gar keine Kroaten gebe. Dieselbe hat in Czörnig's „Ethnographie der österreichischen Monarchie" (I. Bd. S. 78) Eingang gefunden. Jos. Hain, dem die einschlägigen Materialien zu Gebote standen, drückt sich in seinem „Handbuch der Statistik des österr. Kaiserstaates" (I. Bd. S. 242) diesfalls vorsichtiger aus, indem er die 395.273 Slaven, welche sich nach amtlicher Meldung im Jahre 1846 in Dalmatien befanden, „Serbo-Kroaten" nennt. Diese Benennung ist seither allgemein üblich geworden. Sie wird namentlich von kroatischen Schriftstellern mit Vorliebe angewendet und bei der Volkszählung vom Jahre 1880 hat selbst die ungarische, officielle Statistik sich ihrer bedient, um dem Zweifel, ob Jemand Kroat oder Serbe sei, keinen Einfluß auf das Zählungswerk zu gestatten. Allein sie ist trotzdem verwerflich. Denn einen Menschen, welcher Kroat und Serbe zugleich ist, giebt es nicht. Mag gleich bei gemischter Abstammung die Annahme einer solchen Doppelnatur einigermassen berechtigt erscheinen, so halten sich doch gewiß nicht beide Naturen sodann die Wage. Und die Culturkreise, welche für die Nationalität entscheidend sind, weichen vorläufig noch voneinander so weit ab, daß es sicher nur sehr wenige, hochgebildete Südslaven giebt, welche von sich behaupten dürfen: sie gehörten gleichmäßig sowohl dem kroatischen als dem serbischen Culturkreise an. In der großen Mehrzahl überwiegt die eine oder die andere Angehörigkeit, wofür in der Regel die Abstammung maßgebend ist, deren sonstige Wirkungen aber noch viel schroffer und einseitiger sich bemerkbar machen. Und will man bei Bestimmung der Nationalität ausschließlich die Sprache zur Richtschnur nehmen, so wird man abermals einen Irrthum begehen, wenn man eine serbisch-kroatische Sprache als im Volksmunde lebend voraussetzt. Die heutige Schriftsprache kann zwar für ein solches Gemisch gelten. Sie nähert sich immer mehr dem Serbischen.

Daß man ihr ein Prädicat beilegt, welches auch auf die Kroaten hinweist, geschieht eigentlich nur, um das Ehrgefühl Letzterer zu schonen, insoferne sie eben durch ihre Unterwerfung unter die Dictate der Agramer Akademie einen Sprachwechsel vollziehen. Die Masse des Volkes beharrt indessen bei seiner ererbten Sprechweise, und die in ihr sich offenbarenden Verschiedenheiten lassen sich noch immer in mehrere Hauptgruppen sondern, welche man häufiger, als es wirklich am Platze ist, mit der Abkunft in Zusammenhang bringt. Die größten Slavisten der Neuzeit, darunter Kopitar und Miklosich, haben eine dieser Hauptgruppen mit dem Namen der serbischen Sprache, eine andere mit dem der kroatischen, eine dritte mit dem der slovenischen Sprache belegt und es kommt nur darauf an, daß die gegebenen Vorkommnisse unter die betreffenden Begriffe richtig subsumirt werden. Dadurch wird die Nationalität angedeutet, während die Abstammung eine Frage für sich ist, zu deren Beantwortung es familiengeschichtlicher Behelfe bedarf, die allerdings bei den Slaven nicht selten für ganze Geschlechterverbände sich darbieten, was gerade in Dalmatien der Fall.

Minder verworren als in Ansehung der Slaven sind die dalmatinischen Nationalitätsverhältnisse und Abstammungsfragen in Ansehung der dortigen Romanen.

Ihr Vorhandensein wurde niemals bestritten, noch hat man das Gemengsel in ihrer Mitte durch fremdartige Bezeichnungen in ein falsches Licht gestellt. Es ziemt sich jedoch, auch in dieser Hinsicht das Verschiedenartige sorgfältiger zu scheiden, als es bisher geschah. Die Nachkommen der Altromanen (deren Stammbürtigkeit aufzuklären, wohl ein vergebliches Beginnen wäre) tragen freilich, soweit sie überhaupt in Betracht kommen, zumeist das Gepräge italienischer Nationalität und dies entschuldigt es ausreichend, daß man von ihnen in früherer Zeit beinahe gar nicht Notiz nahm. Ob und inwiefern auch die sogenannten Morlaken den Romanen beizuzählen sind, verdient besondere Erwägung. Ich reihe dieselben unten mit Rücksicht auf ihre Nationalität den Slaven an, werde aber den soeben berührten Punkt ausführlich besprechen.

Was die übrigen Bestandtheile der dalmatinischen Bevölkerung anbelangt, so hat schon der scharf blickende Reisende J. G. Kohl in seinem Werke: „Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro“, I. Theil (Dresden 1851), S. 47, treffend bemerkt: „Im Ganzen kann man wohl sagen, daß es zwar fast kein Volk Europas giebt, das nicht

einmal an den Küsten Dalmatiens erschienen sei und eine Zeit lang dort Wurzeln getrieben habe. Orientalische und occidentalische, nördliche und südliche Völker kamen hierher. Normannische Expeditionen wie britische, saracenische wie maurische waren hierher gerichtet. In der Hauptsache aber erscheint des Landes Bevölkerung jetzt, wie zu allen Zeiten, als ein Gemisch von denjenigen Stämmen, welche die griechische und italienische Halbinsel bewohnten. Schon die ältesten Geographen stellen es so dar, wie es sich noch heute zeigt: als von Skythen im Innern bewohnt mit einem Anfluge von Italienern und Griechen an der Küste und in den Städten."

„Wollte man die Ethnographie Dalmatiens nur nach der jetzt im Lande herrschenden Sprache schildern, so wäre dies ziemlich leicht. Denn im Ganzen genommen ist das Land nur doppelsprachig und Alles spricht entweder blos slavisch oder italienisch oder in den meisten Fällen beide Sprachen zusammen. Schwerer aber ist es, wenn man die Völker in ihre ursprünglichen Bestandtheile zersetzen und zeigen will, welche Elemente unter diesem allgemeinen Deckmantel der beiden Sprachen verdeckt sind."

Kohl unterscheidet: Griechen, Italiener, Magyaren, Spanier, Türken, Albanesen, Franzosen, Normannen und Briten, Deutsche und Slaven.

Ich werde mich mit den Völkerfragmenten, deren Namen hier nicht mit durchschossenen Buchstaben gedruckt sind, nicht eingehender befassen, sondern widme ihnen im Nachstehenden nur einige kurze Bemerkungen. Dagegen liefere ich zur Würdigung der im Verlaufe der vorliegenden Arbeit mit besonderen Rubriken Bedachten unter jeder derselben die Ergebnisse von Specialstudien, welche ich theils bei zweimaligem längeren Aufenthalte in Dalmatien an Ort und Stelle machte, theils mit Benützung der dortigen Literatur daheim vollbrachte. Große Dienste leistete mir hierbei die Bereitwilligkeit, womit die Direction des k. k. Ober-Gymnasiums zu Zara mir aus der reichhaltigen Bibliothek dieser Mittelschule, deren Bedeutung für ganz Dalmatien eine außergewöhnliche ist, in den Jahren 1885 bis 1888 viele Behelfe ausfolgte.

Die Zahl der Magyaren, welche in Dalmatien sich niederließen, war selbst zur Zeit, wo die ungarischen Könige das Land beherrschten, sehr gering. Koch irrt, indem er (a. a. O. S. 53) die Stadt Almissa als den Sitz vieler ungarischer Geschlechter bezeichnet und namentlich die „Grafen Caralipo" (conti Caralipeo ist ihr richtiger

Name) dazurechnet. Diese angeblichen Magyaren sind Familien italienischen, slavischen und griechischen Ursprungs, die nur den ungarischen Adel verliehen erhielten, welcher Gunst besonders von Seite des Kaisers Rudolph II. viele Anwohner des Küstenstrichs zwischen Sebenico und der Narenta sich erfreuten. Daß der wahre Sachverhalt in Vergessenheit gerieth, rührt zum Theile davon her, daß die in den ungarischen Adelsstand Erhobenen späterhin dieser Auszeichnung überdrüssig wurden und, förmlich auf sie verzichtend, es vorzogen, den venetianischen Adel zu erwerben, beziehungsweise dessen angestammten Besitz von der Republik Venedig sich bestätigen zu lassen. Dies ereignete sich z. B. mit der Spalatiner Familie Capogrossi. Wie in der um das Jahr 1775 geschriebenen Proceßschrift: „Per la Magnifica Communità di Traú contro Domino Gerolamo de Buffalis" (P. II. p. 6), zu lesen ist, hat dieselbe am 3. November 1603 dem ihr kurz vorher vom kaiserlichen Hofe verliehenen „Privileggio della Nobiltà di Ungaria" feierlich entsagt, um sich dadurch der gleichen Auszeichnung seitens der Republik Venedig würdig zu machen. Auch die Familien des kleinen Freistaates Poglizza in der Nähe von Almissa, welche sich rühmen, Ungarn zu sein, sind es nur im vorerwähnten Sinne; allerdings mit dem Unterschiede, daß ihr Adel kein Brief-Adel neueren Datums ist, sondern ihnen wahrscheinlich vom König Bela IV. für Beistandsleistung auf dessen Flucht vor den Mongolen verliehen wurde. Eher können in Ragusa eingebürgerte Sprößlinge des Magyarenstammes in der Gestalt von Nachkommen der ungarischen Stadtsoldaten vorkommen, von welchen Serafino Razzi in seiner „Storia di Raugia" (Lucca 1595), S. 126, berichtet, daß sie nicht nur den Hafen der Stadt zu bewachen, sondern auch für deren nächtliche Ruhe zu sorgen hatten und wegen ihrer Treue geschätzt waren. Aber an den Namen, welche sie tragen, werden ihre Nachkommen kaum zu erkennen sein.

Türken, d. h. Osmanen der Abkunft nach, kommen in Dalmatien nur ganz vereinzelt vor. Wenn es auch im Innern des Landes Familien giebt, deren Stammbaum bis zu ehemaligen türkischen Begs und Spahis zurückreicht, so ist doch damit noch keineswegs erwiesen, daß diese ihre Ahnen Osmanen waren. Vielmehr spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß Letztere aus der zum Mohamedanismus übergetretenen, slavischen Aristokratie des Landes hervorgingen, sowie es ja auch im benachbarten Bosnien und in der Herzegowina mit geringer Ausnahme der Fall gewesen.

Normannen und Briten sind oder waren wenigstens, wenn die Ueberlieferungen einzelner Adelsfamilien Glauben verdienen, allerdings in Dalmatien anzutreffen. So sollen nach dem „Wappenbuch des Königreichs Dalmatien", welches Friedrich Heyer v. Rosenfeld zusammenstellte (erschienen zu Nürnberg 1873), die Kaër im Jahre 1512 aus der Bretagne nach Traú eingewandert sein, die Paitoni aus Schottland, die de Cerineo aus England stammen. Indessen sind das nur genealogische Curiositäten, deren Grundhältigkeit dahingestellt bleiben muß. Weit gegründeter und an sich beachtenswerther ist die Annahme, daß auf der Insel Lissa, welche zu Anfang des XIX. Jahrhunderts mehrere Jahre hindurch im Besitze der großbritannischen Kriegsmarine war, lebende Belege für die Anwesenheit derselben zurückgeblieben sind. Doch einen namhaften Theil der Bevölkerung bilden auch sie nicht.

Franzosen haben zu verschiedenen Zeiten in größerer Zahl den Boden Dalmatiens betreten und während der Napoleon'schen Herrschaft daselbst auch sich häuslich eingerichtet. Aber mit dem Zusammenbrechen derselben verließen die betreffenden Familien fast sämmtlich das Land. Der hervorragendste Repräsentant Derjenigen, welche in Dalmatien heimisch wurden, ist der gegenwärtige Erzbischof von Zara, Monsignor Maupas. Unter den in Dalmatien bediensteten Staatsbeamten finden sich einzelne Träger französischer Namen; allein sie sind dort in der Regel nur vorübergehende Erscheinungen und ihre Descendenz wird zumeist anderswo zuständig.

Dagegen sind Romanen anderer Art, insbesondere Italiener, in Dalmatien zahlreich anzutreffen und hier von alter Zeit her ansässig. Das numerische Uebergewicht haben jedoch allerdings daselbst die Slaven oder vielmehr die slavisch Sprechenden. Man unterscheidet diese zunächst gerade der Sprache nach in Kroaten und Serben. Einzelne Dichter und Gelehrte haben diesen Unterschied im Lande selbst sogar schon längst gemacht. Es meldet ferner Joh. Lucius in seinem um die Mitte des XVII. Jahrhunderts geschriebenen Werke: „De Regno Dalmatiae" (Lib. VI, cap. IV) am Schlusse: „Die Dalmatiner und ihre slavischen Nachbarn nennen die slavische Sprache nicht so, sondern nach der Mundart, die Jeder gebraucht, entweder Kroatisch oder Serbisch." (Dalmatae ipsisque contermini Slavi linguam Slavicam non dicunt, sed Hrvatam vel Srblam prout cujusque dialectus est.) Gab Lucius hiermit nur das Urtheil der betreffenden Volkskreise wieder, was dem Wort-

laute gemäß immerhin möglich ist, so beweist diese Stelle seines Werkes, wie doch eigentlich die dalmatinische Intelligenz sich späterhin vom Volke, aus dem sie großentheils hervorgegangen war, häufig lossagte und sich über dasselbe erhob, indem sie, wie oben gezeigt wurde, diesen Unterschied durchaus nicht gelten lassen wollte. Dermalen sich über ihn hinauszusetzen, wäre nach keiner Richtung gerechtfertigt. Nur wird hier ein strengerer Maßstab angelegt werden müssen, als zur Zeit des Joh. Lucius allem Anscheine nach diesfalls angewendet wurde, obgleich es, wie aus einer im Jahre 1663 dem Statut für Poglizza eingeschalteten Verordnung erhellt, damals schon für eine ausgemachte Sache galt, daß der sogenannte čakavische Dialekt gleichbedeutend mit der echten kroatischen Sprache sei.

Zur sonderlichen Betrachtung der wichtigeren Volksbestandtheile übergehend, fasse ich

I. die Kroaten

in's Auge, von welchen kroatischerseits heutzutage behauptet wird, daß sie die slavische Gesammtbevölkerung Dalmatiens ausmachen.

Vom linguistischen Standpunkte aus stellt sich diese Behauptung als falsch dar, und es ist auch, von der kühnen Hypothese, wonach alle Angehörigen Dalmatiens, somit auch die hiesigen Slaven, Kroaten im politischen Sinne sind, abgesehen — kein anderer Standpunkt denkbar, von welchem aus die Subsumirung aller dalmatinischen Slaven unter obige Bezeichnung sich rechtfertigen ließe. Freilich wird auch die Sprache den Vorwand zu einer solchen Identificirung dann liefern können, wenn einmal anerkannt ist, daß die neukroatische Sprache in ihrer neuesten Entwickelungsphase mit der serbischen übereinkommt, und daß keinerlei von ihr abweichende Mundarten mehr im Gebrauche stehen. Allein bis dahin wird, was namentlich das Verschwinden solcher Mundarten anbelangt, immerhin noch manches Jahrzehnt vergehen, und vorläufig sind die bedeutendsten Sprachkenner darin einig, daß der čakavische Dialekt das richtige Merkmal ist, an dem man den echten Altkroaten erkennt. Dieser Dialekt wird auch von Fr. Rački in seiner „Skizze der Geschichte der Südslaven bis zum 9. Jahrhundert“ (Arkiv za povjestnicu jugoslavensku, V. Bd., S. 253) für denjenigen gehalten, dessen sich die ältesten Slaven in Dalmatien bedienten, von welchen er auf die später zugewanderten Kroaten überging. Darauf läuft ferner die Meinung hinaus, welche der Erzpriester Giov. Čapor in seiner 1844 zu Spalato publicirten Schrift „Della lingua illirica“ geäußert hat, indem er

die Kroaten und Serben bei ihrer Ankunft in Dalmatien als dergestalt unbeholfen hinstellt, daß es nicht in ihrer Macht lag, eine neue Sprache im Lande zu verbreiten, sondern sie vielmehr die daselbst bereits herrschende (illyrische) sich aneigneten. Dies als wahr angenommen, kann selbst die Angehörigkeit jener Einwanderer zur slavischen Völkerfamilie in Abrede gestellt werden und die Schwierigkeit, welche es dem Kaiser Konstantin Porphyrogeneta bereitete, die Slaven von den Avaren zu unterscheiden, erklärt sich, wenn man dieser paradoxen Anschauung huldigt, ebenso leicht wie die Verwirrung, von welcher befangen Presbyter Diocleas die „auch Slaven genannten Gothen" sich mit den Bulgaren befreunden läßt, weil beide Völker blutsverwandt waren und die gleiche Sprache redeten (maxime quod ambo populi gentiles essent et una lingua esset omnibus). Doch ich will an Vorstellungen, in welche die gelehrte und ungelehrte Welt sich einmal hineingelebt hat, nicht weiter rütteln, als eben nöthig ist, um den čakavischen Dialekt als eine Eigenheit der dalmatinischen Slaven, die sich im Wohngebiete der eingewanderten Altkroaten und bei deren älteren Ablegern am längsten erhalten hat, in's rechte Licht zu rücken. Verhalte es sich mit der Abkunft der Kroaten wie immer: daß die sogenannte Čakavština ihr nationales Angebinde mindestens von der Zeit her, wo sie in Dalmatien festen Fuß faßten, bis zur Vernichtung ihrer hiesigen politischen Sonderstellung und ihres Beisammenlebens im Rahmen derselben war — wird von Niemanden bestritten. Desto wahrscheinlicher ist es, daß die noch gegenwärtig diesen Dialekt, d. h. die altkroatische Sprache Gebrauchenden Nachkommen der Begründer des kroatischen Reiches auf dem Boden Dalmatiens sind. Haben diese selber die in Frage stehende Sprache nicht aus ihrer früheren Heimath mitgebracht, sondern erst in Dalmatien von Slaven, die sie dort zu ihren Unterthanen machten, erlernt: dann umfaßt der linguistische Begriff des Kroatenthums allerdings auch ältere, slavische Einwohner Dalmatiens, beziehungsweise die Descendenz solcher und die Mischlinge, welche aus der Verbindung der kroatischen Einwanderer mit den Slaven, die sie im Lande vorfanden, hervorgegangen sind. Indessen wird dieser weitere Begriff an dem Sachverhalte wenig ändern, da die anthropologischen Nachwirkungen jener fernen Vorzeit nicht hoch anzuschlagen sind.

Ich verstehe also hier unter den Kroaten die Čakavcen, über deren Mundart P. Budmani's „Grammatica della lingua serbo-croata (illirica)" (Wien 1867), S. XIII des Vorworts den besten

Aufschluß giebt.*) Man nennt sie so, weil sie das Fragewort „was?“ mit ča ausdrücken, während die Serben und deren Nachbeter što sagen. Doch das Charakteristische liegt nicht sowohl hierin, als vielmehr in der Behandlung der Consonantengruppe dj. Die Štokavcen verwandeln nämlich jede solche Gruppe in den dj- oder gj-Laut, wogegen die Čakavcen j gebrauchen. Daß man dessenungeachtet jenes Fragepronomen als Kennzeichen hinstellt, rührt, wie Herr Milan von Rešetar, ein eifriger Forscher auf dem Gebiete der slavischen Philologie in Spalato, mir mittheilte, davon her, daß erfahrungsgemäß das ča unter allen Merkmalen des fraglichen Dialekts das Erste ist, welches dem vordringenden Štokavismus zum Opfer fällt. Dagegen halten die Čakavcen am J-Laute (statt dj oder gj) am längsten fest. Haben sie auch ihn aufgegeben, so haben sie aufgehört Čakavcen zu sein.

Laut dem Ergebnisse der Erkundigungen, welche der vorgenannte Slavist im Laufe des heurigen Sommers eingezogen hat, leben dermalen Čakavcen in folgenden Gegenden Dalmatiens:

1. Längs der Küste des Festlandes zu Novegradi und von Nona bis einschließlich Spalato mit Ausnahne weniger Ortschaften, wo der Štokavismus bereits durchdrang, während er im politischen Bezirke Zara vorerst nur — dies aber beinahe allenthalben — das ča auch an der Küste verdrängt und im politischen Bezirke Sebenico vielorts schon den gleichen Erfolg erzielt hat. Zu Sebenico selbst sind es nur mehr die Bewohner der Vorstadt Dolac (des Borgo di mare), welche dem Štokavismus Stand halten.

2. Auf den Inseln Arbe, Pago, Ulbo, Selve (mit Isto), Premuda, Melada, Sale (Isola lunga mit Eso, Rava und Incorronata), Uglian, Pasman, Morter, Zlarin (mit Provicchio, Capri und Zuri), Zirona,

*) Budmani unterscheidet, was die Neugestaltung südslavischer Sprachen auf der den Kroaten und Serben gemeinsamen Grundlage anbelangt, zwei Parteien. Er schreibt (S. 13): „Chiamiamo croato quel partito letterario, che ha il suo centro in Zagrabia. Questo pone per base della lingua scritta la letteratura ragusea e dalmata de 'secoli passati e vorebbe conservare le forme di quella, se anche oggidí non s' usano. L' altro partito, a cui diamo il nome di serbo, ha per capo e fondatore Vuk Stefanovič Karadžić e non riconosce che le forme viventi della lingua parlata. J Croati oltracció nell' ortografia hanno più o meno riguardo alla derivazione delle parole (sistema etimologico) mentre la scuola di Vuk segue soltanto la correta pronunzia (sistema fonetico).“ Mittlerweile ist Budmani der Nachfolger des Serben Daničić bei der Redaction des von der Agramer Akademie der Wissenschaften und Künste herausgegebenen Wörterbuches geworden.

Bua, Solta, Brazza, Lesina, Curzola (auf den letztgenannten drei Inseln aber nur mit Ausnahmen), Lagosta und Meleda.

3. In der Westhälfte des ehemaligen Freistaates Poglizza (Poljica) zu Jesenice, Podstrana, Sitno und Srinjine (am Südabhange des Moßorgebirges).

4. In der Westhälfte der Halbinsel Sabbioncello bis ausschließlich der Ortschaft Janjina. Das ča hat die Bevölkerung schon auf der ganzen Halbinsel eingebüßt. Zu Ragusa war, wie Jagić in seiner kroatisch geschriebenen Literaturgeschichte der Kroaten und Serben (I. Buch, S. 145) meint, einst die Čakavština im Gebrauche; ob aber allgemein? — das ist eine offene Frage. Jagić selbst erwähnt a. a. O., daß die Ragusäer ihre Sprache zwar nicht mit der serbischen verwechselt wissen wollten, sie aber insgemein doch nicht die kroatische (hrvatski), sondern die slovinische (slovinski) nannten.

Mit Hülfe des 1888 zu Zara (im Selbstverlage) erschienenen „Geogr. statist. Repertorium der bewohnten Orte im Königreiche Dalmatien", welches der kais. Rath Alois Maschek nahezu druckfertig hinterlassen und durch vieljähriges Bemühen zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hat, läßt sich die Zahl der Einwohner obiger Gegenden und damit die der Kroaten in Dalmatien ziffernmäßig bestimmen, wie folgt:

1. Längs der Küste des Festlandes	42.799
2. Auf den Inseln	81.336
3. In der Poglizza	2.736
4. Auf der Halbinsel Sabbioncello	8.279
Zusammen	135.150

Der Werth dieser Zahlen entspricht nicht ganz der mit ihrer Berechnung und mit der Ermittlung der betreffenden Wohnorte verbundenen Mühe. Denn es sind da auch viele Štokavcen, welche in Mitte dieser Čakavcen sich aufhalten, mitgezählt. Umgekehrt blieben die Čakavcen im Inneren des Landes, wo dieselben allerdings auch nur sporadisch und zumeist vorübergehend vorkommen, außer Rechnung; ferner sind die Erkundigungen, welche der genannte Forscher anstellte, nicht überall von Erfolg gewesen und hinsichtlich mehrerer Orte, die für Wohnsitze der Čakavcen gelten, bestehen Zweifel über den Grad, bis zu welchem deren Bewohner den Anspruch, als Čakavcen angesehen zu werden, bereits verloren haben. So bezeichnete mir Herr Professor Budmani bei

einer Besprechung mit ihm zu Agram die Localitäten Rosario (Pod Ružarij) und Orebić nebst einigen benachbarten kleineren Ortschaften an der Südseite, dann Trappano (Trpanj) und Vručica an der Nordseite als die einzigen, wo dermalen noch auf der Halbinsel Sabbioncello čakavisch gesprochen wird.

Und Gregor Urlić-Ivanović erzählt in einem Aufsatze über Biograd (Zara vecchia), der in dem von der Matica dalmatinska zu Zara herausgegebenen Kalender (Narodni Koledar) vom Jahre 1886 abgedruckt ist: die herkömmliche Sprache der Slaven zu Biograd sei die Ikavština; man höre, wenn sie sprechen, auf jeder zweiten Sylbe den scharfen Accent, den auch die Montenegriner darauf legen; andererseits vernehme man italienische Idiotismen und altslavische Wortformen, an welchen man sofort erkennt, daß in dieser Gegend die Wiege der kroatischen Glagolica gestanden hat; gleichwohl könne der Biograder Kroat den Čakavcen nicht leiden, belege ihn mit dem geringschätzigen Worte Bodulo und rühme sich, im Gegensatze zu ihm ein küstenländischer Kroat zu sein. Ebendort wird auch hervorgehoben, daß diese Biograder Kroaten nach der Rückeroberung ihres lange von den Türken besetzt gehaltenen Wohnortes durch die Venetianer von den Inseln und aus dem Kotaraner Bezirke, wohin sie sich geflüchtet hatten, in denselben zurückgekehrt seien, und daß sie es während ihres Exils stets mit den Uskoken und kroatischen Hajduken hielten. Als älteste Geschlechter, die noch jetzt da in verschiedenen Zweigen blühen, nennt der Verfasser (S. 106): die Matkovići, Zmaičić-Mrdjeni, Tolići, Draškovići, Bogdanovići, Zabetići u. s. w. Wir haben es also da mit altkroatischen Familien zu thun, welche bei vollem Bewußtsein ihrer Abstammung doch es perhorresciren, für Čakavcen gehalten zu werden.

Wenn dies richtig ist und in größerer Ausdehnung sich bewährt, dann verdient freilich die Vorfrage, ob wir die Čakavcen ohneweiteres mit den Altkroaten identificiren dürfen, eine Ueberprüfung, die in erster Linie Sache der Philologen, welche diesen Lehrsatz aufstellen, sein wird.

Bis das Resultat einer solchen Ueberprüfung vorliegt und dieselbe überhaupt nothwendig befunden wird, mögen vorstehende Zahlen als im Großen und Ganzen der Wahrheit nahe kommend die Stelle einer exacten Aufnahme vertreten.

Es stimmen damit auch die Angaben Budmani's über die Verbreitung der Čakavcen in dessen oben citirter Grammatik (S. XIII des Vorwortes) und die Darlegungen des Ivan Milčetić in der kroatischen Zeitschrift „Vienac" vom Jahre 1880 (S. 58 ff.) überein.

Letzterer sagt dort S. 170: „Der Čakavismus weicht als die ältere Form der jüngeren, nämlich dem Štokavismus. Er ist jetzt in Dalmatien auf einige Inseln beschränkt und an der Küste auf einige Gegenden zwischen Zara und Spalato. Nach 50 Jahren wird vom echten Čakavismus in Dalmatien kaum mehr die Rede sein. Die Schule, die Lektüre und das öffentliche Leben beschleunigen den natürlichen Gang der Dinge.“ Und S. 59 deutet er an, daß die Verbreitungssphäre des Čakavismus in Dalmatien einst größer war, indem er die Frage aufwirft: wer wohl die freien Ragusäer genöthigt hätte, den kroatischen Namen sich beizulegen, obschon sie längst štokavisch schreiben?

In der That nahmen die Čakavcen bis in's 15. Jahrhundert in Dalmatien einen weit größeren Raum ein, als über welchen ihre dortigen Wohnsitze heutzutage sich erstrecken. Seuchen und Kriege haben dort in furchtbarer Weise unter ihnen aufgeräumt und die Verzweiflung über die Schutzlosigkeit, in welche sie sich den Angriffen der Türken gegenüber sowohl ungarischer- als venetianischerseits versetzt sahen, trieb sie in die Ferne. Sie flohen gegen Norden und gegen Westen, zunächst auf die benachbarten Inseln*), dann gar über die hohe See nach Apulien und in den Kirchenstaat, ferner zu Lande in die Gebirge der Lika und Corbaviens, endlich über diese hinaus in die Niederungen an der Kulpa und Save, in's ungarische Hügelland zwischen der steiermärkischen Grenze und dem Raabflusse, schließlich in's Preßburger Comitat und in's niederösterreichische Marchfeld, sowie in's Leithagebirge und in die dahinter sich ausbreitende Ebene.

Ueber diese Wechsel der Wohnsitze ließen sich viele Einzelheiten beibringen. Doch es werden einige wenige genügen, um die Veränderungen zu kennzeichnen, welche in dieser Beziehung vor sich giengen. Es wird daraus klar, wo wir dermalen die Mehrzahl der Altkroaten, beziehungsweise ihrer Nachkommen, zu suchen haben.

Ivan von Kukuljević traf, als er im Jahre 1856 Süditalien bereiste, zu Brindisi (wo die slavischen Ansiedler im 15. Jahrhunderte das Recht hatten, zwei Vertreter aus ihrer Mitte in den Stadtrath

*) Dorthin sich zu begeben, machte sogar der venetianische Senat im Jahre 1463 allen nicht wehrfähigen Bauern zur Pflicht. Ebenso mußten beim Anrücken der Türken Weiber und Kinder diese Zufluchtsstätten beziehen, wenn nicht, wie es an der Küste bei Traú in den Jahren 1471 bis 1552 geschah, die Grundherren durch Erbauung fester Thürme oder Ummauerung ganzer Dörfer anderweitig Vorsorge trafen. Siehe „Memorie istoriche di Tragurio ora detto Traú di Giovanni Lucio“ (Venedig 1674), p. 459 u. 460.

zu entsenden) eine „Contrada di S. Pietro degli Schiavoni" und in der Umgegend dieser Stadt gleichfalls Reminiscenzen an slavische Siedlungen, über deren Ausgangspunkte wohl die in der Kathedrale von Brindisi verwahrte Reliquie des heiligen Hieronymus, der als Dalmatiner von seinen slavischen Landsleuten hoch verehrt wird, einen deutlichen Aufschluß gewährt. Zu Rom erhob Kukuljević Näheres über die einstige Slavengemeinde (Communità della nazione illirica o schiavona), welche in dem „Borgo vecchio di San Pietro" genannten Stadtviertel ihren Sitz hatte und die Anregung zur Gründung des Hospizes für illyrische Slaven in Rom gab, das Papst Nikolaus V. im Jahre 1453 (wie der Canonius Dr. Ivan Ćrnčić in einer 1868 zu Triest gedruckten Abhandlung von Neuem in Erinnerung brachte) ausdrücklich der „Dalmatica seu Illirica Natio" zuwies, weshalb denn auch in späterer Zeit vornehmlich Dalmatiner von dieser Stiftung Nutzen zogen. Kukuljević schöpfte aus Vitalo's „Storia della cittá di Ariano" die Ueberzeugung, daß auch in der Umgebung von Ariano Kroaten aus Dalmatien vom 15. bis in's 17. Jahrhundert wohnten und entnahm diesem Werke auch urkundliche Nachweise über eine Kroatencolonie zu Pulcherino (eine halbe Tagreise von Ariano entfernt), die im Jahre 1549 einen Frater Marco Dragonić und 1596 den Dalmatiner Johann Bigota zum Seelsorger hatte. Vincenz Makušev schätzt in seinem Aufsatze über die Slaven der Grafschaft Molise in Italien (in den Zapiski, d. h. Sitzungsberichten der Petersburger Akademie Band XVIII) die Nachkömmlinge der in dieses Gebiet allein im 16. Jahrhunderte eingewanderten Slaven aus Dalmatien auf 20.000. De Rubertis bringt in seinen 1856 zu Zara gedruckten Briefen „Delle Colonie slave nel regno di Napoli" den Wortlaut einer Inschrift an der Kirche von Palata, wonach „Dalmatiae gentes" dieselbe im Jahre 1531 erbaut haben. Allerdings kamen diese Flüchtlinge nicht blos aus Dalmatien, sondern auch aus dem nördlich davon gelegenen Küstenlande. Aber vorzugsweise hängt die Entvölkerung Dalmatiens doch mit jenen Uebersiedlungen auf den Boden Italiens zusammen und wie rasch die kroatische Einwohnerschaft in Dalmatien sich verminderte, lehrt ein Bericht des Conte von Zara vom 26. December 1524 an die Republik Venedig, laut welchem die Bevölkerung der von ihm verwalteten Grafschaft Zara allein seinem Gedenken nach von 60.000 Seelen auf 5500 herabgesunken war. Die meisten Flüchtlinge hatten sich nach Apulien, den Abruzzen und der Mark von Ankona gewendet, (S. Ljubić, Ogledalo II. 123). Im Jahre 1553 waren von 280 Dörfern,

welche das Territorium von Zara vor den Türkenkriegen in sich begriffen hatte, nur mehr 96 unter der Botmäßigkeit dieser Stadt und von letzteren 11 verödet. Keines zählte mehr als 5 bis 6 Häuser (Rammentatore Zaratino per 1845, p. 8). Noch schlimmer standen die Dinge im Jahre 1575, wo Antonio Giustiniano im Auftrage des venetianischen Senats die Küste, sowie die davorliegenden Inseln bereiste. Sämmtliche Grundstücke vor der Stadt Zara, die noch nicht in der Gewalt der Türken waren, wurden damals von Bauern bestellt, die in der Stadt wohnten und nur unter militärischer Bedeckung den Tag über diesen Feldarbeiten oblagen. Die Stadt Nona war damals in Folge eines Befehles, den die Republik gegeben hatte, ein Trümmerhaufen und die Ländereien ringsum ermangelten der Bebauer (V. Solitro Documenti storici, Vol. I., p. 107, 114). Das Territorium von Sebenico war bis zum Jahre 1570 von 120 Ville und Castelli auf 14 reducirt worden und die handschriftliche Darstellung der bezüglichen Conflicte mit den Türken, welche Dr. Franzesco Difnico im Jahre 1651 verfaßte, schildert nicht nur den langwierigen Streit um 33 Dörfer, in welchen die Türken keine Colonnen der Stadtbürger dulden wollten, sondern erwähnt auch, daß die Bauern dieses Gebiets um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich unter die Befestigungen von Velim, Dazline und Rakitnica, dann in die durch Thürme geschützten Küstenorte zusammengedrängt hatten („In questi soli Villaggi e Castella stavano ricovrati li contadini che lavoravano non solo le Possessioni et continenze di quelle ma ecciandio le luochi derelitti"). Wie sehr das Loos der Landbevölkerung von Traú damals dem der Sebeničaner Bauern glich, meldet Joh. Lucius in seinem „Memorie istor. di Tragurio", p. 460. Vom Jahre 1537 an flüchtete dieselbe theils auf den Scoglio von Zirona, theils auf die Insel Bua, wo sie die Einwohnerschaft der Orte Okrug, Slatine und Žedno vermehrte.

Richtet man den Blick auf die nördlichen Gegenden, in welchen die dalmatinischen Auswanderer nicht blos zeitweilig von der Türkenplage ausruhten, sondern bleibende Niederlassungen gründeten, so zeigt sich das Land am rechten Ufer der Save bis in die Gebirge unterhalb Carlstadt am dichtesten mit solchen besetzt. Zahllose Geschlechterverbände (darunter berühmte Adelsfamilien, wie die Keglević, Drašković, Utjesenović, Gušić u. a.) haben, aus Dalmatien vertrieben, dort Zuflucht gesucht und trotz vieler Beunruhigungen auch dauernd gefunden. So erklärt es sich, daß Georg Križanić um das Jahr 1660 die Umgegend der Burgen Dubovac, Ozajl und Ribnik als den Winkel

bezeichnen konnte, wo das Kroatische am reinsten gesprochen wird (Arkiv za povjestn. Jugoslav., X. Bd., S. 69). Damit stimmt überein, was Ivan Tkalčić in seinem Aufsatze: „Die nördlichen Grenzen des dalmatinisch-kroatischen Glagolismus im 15. und 16. Jahrhundert" (Archiv für slavische Philologie, IV. Bd., S. 433 bis 441) mittheilt. Es erhellt übrigens daraus, daß die Auswanderung aus Dalmatien und Bosnien schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts begann und daß ihr Ziel vorzugsweise das vorerwähnte Gebiet war. Später drang sie bis in die Umgegend von Agram vor. Das beweisen die im Jahre 1574 zu Okić und Jakuševec in der Seelsorge verwendeten Priester Joannes Dalmata und Mathias Dalmata. In einem Verzeichnisse der Priester, welche der Laibacher Bischof Thomas Chrön vom Jahre 1599 an geweiht hat (Handschrift der Agramer Capitel-Bibliothek, Miscell. 56), fand ich beim Jahre 1601 den Joannes Ostakovich, Dalmata Traguriensis (ad titulum patrimoniae), beim Jahre 1607 aber zwei Priester aus der Diöcese Traú und einen aus der Diöcese Sebenico angemerkt. Die dalmatinische Volksfluth, welche diese Priester mit sich riß, machte sich demnach selbst in Krain bemerklich. Jagić zieht in seiner Literaturgeschichte (I. Buch, S. 8) die heutige Grenze zwischen Kaikavismus und Čakavismus von der Kulpa bei Carlstadt über Draganić, Krašić, Jastrebarska u. s. w. bis Draga. In dem von ihm herausgegebenen „Archiv für slavische Philologie" (VI. Bd. S. 80) bezeichnet Jagić für dermalen die Umgegend von Fiume und Zengg als den nördlichsten Winkel des čakavischen Sprachgebiets. Milčetić anerkennt (a. a. O. S. 154), daß schon vor Ankunft der Türken die Kroaten, der venetianischen Beeinflußung weichend, ihren alten Mittelpunkt aus Dalmatien nordwärts verlegten, und daß namentlich, seit auch der altkroatische Adel bei seiner Rückzugsbewegung diese Richtung einschlug, der Kaikavismus eine Umgestaltung erlitt. Von diesen neuen Ansitzen aus gaben die altkroatischen Ankömmlinge ihren Ueberschuß, und wenn sie von den Türken auch da bedrängt wurden, die dieser Gefahr am meisten Ausgesetzten an noch nördlicher gelegene, menschenleere Gebiete ab. Näheres darüber findet der danach Verlangen tragende Leser in den mit „Medju ugarskimi Hrvati" (in Mitte der ungarischen Kroaten) überschriebenen Reiseskizzen des Franz S. Kuhač in der kroat. Zeitschrift „Vienac", Jahrg. 1878, S. 643 ff., und in meiner „Neuere slavische Siedlungen auf süddeutschem Boden" betitelten Abhandlung, welche 1888 zu Stuttgart erschienen ist. So wenig behauptet werden darf, daß alle dort besprochenen kroatischen Colonien direct von

Dalmatien dahin verpflanzt wurden, so ist doch in hohem Grade wahrscheinlich und in einzelnen Fällen nachweisbar, daß unter den meisten, hier in Betracht kommenden Colonistenschwärmen Theilnehmer sich befanden, die von Dalmatien ausgegangen waren. Dies gilt auch von den zahlreichen Adelsfamilien Namens „Horváth", welche im 16. Jahrhundert Oberungarn, sowie nicht minder das Land zwischen der Theiß und den Karpathen zu bewohnen anfingen. An ihnen ist der Uebername „Horváth" besonders beachtenswerth. Denn sie alle führten mit Rücksicht auf ihre Familienangehörigkeit besondere Namen und jener andere ihnen gemeinsame wies offenbar auf den nationalen Verband hin, welchem anzugehören sie gerade in der Fremde als eine besondere Auszeichnung betrachteten. An der protestantischen Synode zu Kirchdrauf (SzepesVáralja) vom Jahre 1614 nahmen laut dem von K. Kuzmány herausgegebenen „Urkundenbuch zum österreichischen evangelischen Kirchenrecht" (Wien 1856) Urk. CXXXI Theil: Georg Horváth de Palócza (ein Enkel des Markus Stansić cognomine Chrovatus, der 1556 von Ferdinand I. die Varkoch'schen Stammgüter in der Zips verliehen erhielt), Nikolaus Horváth-Mladošević (Abgeordneter des Balthasar Horvath aliter Stansić de Gradecz), Ladislaus Horváth-Kyšević de Lomnicza, Mathias Horváth-Jaković de Polyanka, Georg Horváth-Lovorcović, Stephan similiter Horváth de Grawek (Gradecz?). Im „Diplomatarium Békésiense", welches L. Haan 1870 in Pest edirte, erscheinen (S. 166) Franz Horváth de Petro-Polje 1559 als königlicher Commissär zu Gyula (S. 178), ein Georg Horváth-Petrović 1561 zu Némethy (S. 206), ein Franz Horváth-Susalić 1593 als Grundbesitzer zu Vörösegyháza neben vielen anderen Kroaten, aus welchen der auf S. 193 erwähnte Mathias Bojničić de Bozita, 1574 Besitzer zweier Güter im Szolnoker Comitate, als ein Nachkomme der aus Plavno bei Knin in Dalmatien um das Jahr 1520 zunächst in's Warasdiner Comitat übersiedelten Familie dieses Namens (die jetzt das Prädicat Kninski führt), hervorgehoben zu werden verdient. *)

---

*) Eine dalmatinische Adelsfamilie, welche seit Jahrhunderten in Siebenbürgen heimisch geworden, ist die der Freiherren von Jeszédy, welche in ihrer alten Heimath Ješević geheißen haben sollen (Benkö, Transsylvania II. 480). Im Jahre 1546 war Mathias Brodarić Schloßhauptmann zu Hußt in der Marmaros und Vorstand der dortigen Salinen (Schmidt, Berggesetze II. Abth. I. 164). Daß auch Bürger aus dem Süden in das nördliche Ungarn kamen, darf aus der im Jahre 1575 ausnahmsweise erfolgten Aufnahme eines Handwerkers namens Gre-

Die hier angeführten Beispiele lassen keinen Zweifel darüber, daß das Erkennungszeichen, welches die kroatischen Edelleute nach dem Verlassen ihrer Stammsitze sich beilegten, für sich allein schon die Adelsqualität zum Ausdruck brachte. Sie erwecken die Vermuthung, daß die kroatische Nation aus einer Kriegerkaste hervorging, deren Eroberungen den nach ihr benannten Staat schufen und daß die übrigen Einwohner dieses Staates zwar kroatische Unterthanen waren, jedoch nicht das Recht hatten, sich Kroaten zu nennen. Hieraus würde es sich auch am einfachsten erklären, weshalb die sonst allen kroatischen Reminiscenzen abholde Republik Venedig sogenannte „Compagnien der Kroaten" als Soldtruppen beibehielt, welche, nur aus Kroaten zusammengesetzt, die Erinnerung an uralte Waffengenossenschaften dieser Art wach erhielten.

Ueber die nach Istrien verpflanzten Slaven Dalmatiens giebt das gediegene Werk Defranceschi's „L'Istria, note storiche" (Parenzo 1879) im Cap. XXXIX den befriedigendsten Aufschluß.

Wie der Verlust an Altkroaten, welchen Dalmatien jener Auswanderung zufolge erlitten hat, ersetzt wurde und welche Schicksalsgenossen anderer Nationalität in die Wanderzüge jener verflochten waren: das zu zeigen ist die Aufgabe des nächstfolgenden Abschnitts.

Hier will ich nur noch vor einer Ueberschätzung der Auswanderung, welche stattfand, warnen. Sie hat allerdings, wie die vorstehenden Nachrichten zu erkennen geben, das Innere des Landes entvölkert und das kroatische Element daselbst bis zur Ohnmacht geschwächt. Allein ganz ist dasselbe in den der Türkenherrschaft verfallenen Gegenden nicht verschwunden. Viele Kroaten blieben da als Gefangene zurück, deren die türkischen Grundherren sich zur Bebauung des Bodens bedienten. Das wurde durch die Aufstände mehrerer Bauerngemeinden kundbar, die im Anschlusse an die Venetianer sich späterhin gegen die Türken erhoben. Bedenkt man ferner die Blüthe, zu welcher einzelne Orte, wie Zemoniko, Vrana und Derniš unter der Herrschaft der Türken gelangten, so ist man versucht, sie auf Rechnung kroatischer Einwohner, die sich allmählich dort sammelten, zu setzen. Von den Bürgern der

---

gußovics in eine der Schemnitzer Zünfte (Czörnig, Ethnographie, II. 208) gefolgert werden. Ob die südslavischen Familiennamen Kristofović, Tobiasović, Miklusović, Fedorković u. s. w., als deren Träger Schafhirten des Gömörer Comitats in einem von ihnen 1686 mit der Zipser Kammer geschlossenen Vertrage (bei Schwartner, De Scultetiis, p. 169) erscheinen, Belege dafür sind, daß auch das kroatische Landvolk seine Wanderschaft bis zum Fuße der Karpathen ausdehnte: das lasse ich dahingestellt; aber für erwähnenswerth erachte ich sie immerhin.

Stadt Scardona ist bekannt, daß sie mit denen von Sebenico zur Zeit, als sie den Türken gehorchten, nämlich im Jahre 1630, einen Vertrag schlossen, wie er nur zwischen befreundeten Standesgenossen entstehen kann. Bringt man außerdem die ausgedehnte Seelsorge in Anschlag, welche zu jener Zeit von Franziskanermönchen im Innern des Landes geübt wurde und deren Wohlthaten doch kaum von vorneherein den Morlaken zugedacht waren, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß die heutige Beschränkung der Čakavcen auf den Küstensaum und auf die Inseln nicht sowohl darin, daß die Türken dieselben im übrigen Lande gänzlich austilgten, als vielmehr in der Umwandlung, die deren Reste hier erfuhren, und im Aussterben dieser Reste ihren Grund hat.

Michael Stotter.

Ein kleiner Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte.

Von Adolf Pichler.

Im biographischen Lexikon von C. Wurzbach suchen wir jenen Namen vergebens und doch bezeichnet er einen Mann, der nach mehr als einer Richtung bedeutend auch in die Kämpfe des Vormärz in Tirol eingriff, deren Bild freilich erst nach allen Seiten wesentlich zu ergänzen ist.

Er war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes in der Sill-gasse zu Innsbruck, sein Taufschein lautet auf den 13. November 1813. Neben ihm wuchs ein jüngerer Bruder Joseph, welcher das Geschäft weiterführte, und eine Schwester Anna auf, deren Bildung er mit inniger Liebe zu fördern suchte. Nachdem er das Gymnasium und die Philosophie zu Innsbruck abgethan, studirte er mit Eifer zu Wien, Padua und Pavia hier die Medicin und brachte von hier das Doctor-diplom zurück. Er begann die Praxis, sein Streben war aber auf eine Lehrkanzel an der Hochschule gerichtet; zuerst die der Anatomie, wo ihm jedoch Dantscher vorgezogen wurde, und dann der Naturgeschichte, für deren drei Reiche damals nur ein Professor angestellt war: Friese, welcher auch richtig für jedes der Fächer: Mineralogie, Botanik und Zoologie, ein Lehrbuch verfaßte, das den sehr bescheidenen Ansprüchen jener Zeit in Oesterreich genügte. Stotter's Hauptfach war Mineralogie und Geologie; er trug wesentlich zur Bildung des geognostisch-mon-tanistischen Vereines in Tirol bei. Aus den Zuschüssen der Mitglieder wurde die große geologische Karte von Tirol und Vorarlberg her-gestellt und 1850 zu München herausgegeben; damals eine Muster-

leistung, über die sich Leopold v. Buch mit größter Anerkennung aussprach. Jetzt ist sie allerdings überholt; sie bildet aber die Grundlage für alle späteren Arbeiten auf diesem Gebiete. Stotter besorgte die Redaction und schrieb auch zwei Abhandlungen: „Ueber die Oetzthaler- und die Selvrettamasse“, welche ich 1858 mit „Beiträgen zur Geognosie Tirols“ in der Zeitschrift des Ferdinandeum veröffentlichte. Bei Wagner erschien 1846 ein Büchlein: „Die Gletscher des Vernagtthales“. Auch die Aufstellung der mineralogischen, geologischen und paläontologischen Sammlungen besorgte er für jene Anstalt, bis ihm der Tod den Hammer aus der Hand schlug. Er war aber auch in anderer Richtung thätig. Wenn wir hier auf alte Zeiten zurückgreifen, so geschieht es weder für noch gegen eine Partei; die Thatsache jener Epoche erhitzen kaum noch Jemand. Mit der Vertreibung der Zillerthaler (1838) begann in Tirol allmählich eine Opposition gegen den Ultramontanismus und das absolutistische Regiment, welches man mit dem Namen Metternich's bezeichnete. Der Liberalismus begann in diesen Bergen zu erwachen; allerdings zuerst bescheiden und ohne großen Einfluß. Größer wurde die Aufregung, als die Jesuiten berufen wurden und die Leitung des neuerbauten Convictes übernehmen sollten.

Der erste Rufer im Streit war Johann Senn, der seine grimmige Sonette gegen Joseph v. Giovanelli, den einflußreichen Führer der Clericalen auf dem Tiroler Landtage, schleuderte, dann folgten H. v. Gilm's „Jesuitenlied“ und M. Stotter's „Nebeljungen“, ein erzählendes satirisches Gedicht, welches jetzt mit dem ganzen Nachlasse verschollen ist. Alle diese Brandschriften circulirten handschriftlich in dem kleinen Kreise der Tiroler Liberalen, an deren Spitze damals Dr. Johannes Schuler, der Redacteur des Tiroler Boten, stand; einsam und verlassen war Joseph Streiter zu Bozen, welcher eine Broschüre „Die Jesuiten in Tirol“ veröffentlichte. Sie brachten daher keine große Wirkung hervor und konnten dem aufmerksamen Beobachter blos als Wetterzeichen dienen.

Facit indignatio versum!

Stotter's Muse versendete jedoch nicht immer die Pfeile des Spottes, sie wußte auch zu scherzen und mit Kindern zu spielen, den Kindern der Gräfin Therese Sarnthein, welche 1852 starb. Diese edle und schöne Frau verdient ein kleines Denkmal, das wir ihr bei anderer Gelegenheit setzen wollen: Sie stand zu allem, was sich in Tirol geistig regte, in enger Beziehung. In ihrer Villa zu Natters verkehrten Johann Schuler, Cornelia Schuler, deren Briefe zum Schönsten zählen, was

deutsche Frauenhand schrieb und 1881 in „Nord und Süd" veröffentlicht wurden; Al. Flir, Sebastian Ruf, Georg Schennach; der ironische Joseph Daum war der Lehrer ihrer Kinder. Sie veranstaltete im Sommer dramatische Aufführungen; die Stücke lieferte Michael Stotter. Sie waren dem Verständnisse der Kinder, welche sie spielten, völlig angepaßt, nicht ohne Hauch echter Poesie, voll Laune und Humor, wozu noch wesentlich beitrug, daß manche Rollen im Dialekt verfaßt waren. Die komische Person heißt in allen „Kasper" und tritt als dienender Geist auf. Das Publicum bestand aus den Bauern des Dorfes und den geladenen Gästen. Mit welchem Beifall diese Dinge aufgenommen wurden, davon war ich selber Zeuge und ich erinnere mich mit Wehmuth an jene Tage, wo in Tirol ein geistiger Lenz erwachte, wie ihn das Land später nicht mehr sah. Es liegen mir folgende Stücke vor:

1. „Der Zauberspiegel." Ein Ritterschauspiel in vier Acten.

2. „Die Hexe" in drei Acten.

3. „Der Riese" in vier Acten.

4. „Das Wirthshaus zum rothen Stern". Eine Komödie in drei Acten.

5. „Friedrich mit der leeren Tasche" in zwei Acten.

6. „Der Zwerg Putzimann oder der verwunschene Königssohn." Ein Lustspiel in drei Acten.

Einen höheren Schwung nehmen „die Eisfräulein im Oetzthale" nach einer bekannten Sage, welche später Angelika v. Hörmann mit Geschick episch behandelte. Stotter's Eisfräulein sind nicht mehr für Kinder berechnet; der erste Jahrgang des „Phönix" 1881 enthält sie abgedruckt.

Als Lehrer wirkte Stotter auf die Studenten sehr anregend; er nahm sie zu Ausflügen mit und unterrichtete sie in der Beobachtung und Schilderung geologischer Verhältnisse; Abends machte eine lustige Kneiperei den Schluß, wo auch von anderen Dingen als nur von Steinen geredet wurde.

Er war in der Gesellschaft beliebt, bei aller Gutmüthigkeit witzig und voll Laune, hie und da mit ein bischen Hypochondrie, was schon die bräunliche Farbe des hochaufgeschossenen Mannes andeutete. Nebenbei war er ein Idealist, der den Frauen ritterliche Verehrung widmete.

Mitten in dieses Treiben fiel die Nachricht von den Märztagen gleich einer Bombe. Wie sie wirkte, zeige ein Brief Stotter's. Die Tiroler beschränkten sich aber nicht blos auf den Jubel; als von Süden die

Gefahr eines wälschen Einbruches drohte, da zogen Liberale und Clericale Schulter an Schulter an die gefährdete Grenze.

Auch Michael Stotter als Oberlieutenant der Innsbrucker Studenten! Er sollte den Feind nicht sehen, zu Lavis erlag er einer Lungenentzündung.

Wer gedenkt noch seiner? Ihm vor allem hätte eine Büste an der Front des Museums gebührt, für welches er so viel that.

Und doch verdient er ein Blättchen im Ehrenspiegel Tirols. Zu seiner Charakteristik geben wir hier die etliche Briefe, welche uns zur Verfügung stehen. Sie werfen auch Streiflichter auf die Zustände des Landes.

Michael Stotter an Adolf Pichler.

Lieber Freund!

Erstens nehme ich mir nicht vor, heute diesen Brief zu enden, und zweitens will ich zuerst Ihre Frage beantworten.

Die Liedertafel lebt hoch, höher als je. Sie ist die Mutter aller Liedertafeln im Lande. Jede schöne That war zuerst ein Lied, das ist der Humor davon: Die lieben Pariser wußten ihr „Allons enfants" schon auswendig, als sie die Bastille stürmten. Alles, was jung ist, nicht blos Studenten, singt oder plärrt mit. Meint ein Dichter, daß die bellinischen Opern nnr ein Wehschrei nach Freiheit seien, so mag er Recht haben. Unsere Liedertafel ist aber nicht so melancholisch sentimental. Sie lockt mit einem hellen Schnalzen und Juchhei die kecke königliche Dirne in die Berge herein. Das Lied wissen wir und können es im großen Chore singen, wir werden auch thun können, wenn die That kommt. Es läßt sich nichts daraus machen; es macht sich selbst und die schwache Regierung muß dabei thun, als wenn es ihr lieb wäre, denn hindern kann sie nichts mehr.

Der Gang der Zeit ist naturgetreu und gesetzmäßig, ihn bezwingt keine Polizei und keine Censur. Jedes Einwirken zum Nutzen oder Schaden des Fortschrittes ist gefährlich. Am besten kehre jeder vor seiner Thür. Aber wo Kräfte nöthig sind, die aufstacheln und anspornen, da muß Jeder mit Kopf und Herz hervortreten und den Mann stellen.

Was im Museum geschieht, ist wenig und viel. Wenig, wenn Sie die thätigen Arme zählen, viel, wenn Sie das Geschrei für wahr halten Der Kampf mit dem Alten, Verjährten, Verschimmelten dauert fort. Manche ermüden, ich Gottlob noch nicht. Zwei Forts werden jetzt an

der kleinen Sill gebaut, das frische Alpenwasser trennt sie. Das eine ist das Museum, das andere die Jesuitenschule. Wir haben eine breite Treppe gelegt und drei Thore für den Eingang geöffnet. Kommt, kommt! hier seid Ihr zu Hause. Wir haben nur ein Stockwerk aufgesetzt und überragen schon die drei Etagen der großen Trutzveste da drüben. Die Bürger stehen mit verschränkten Armen auf der Straße und schauen hinauf zum rothen Aar der Attika. Das ist unser Museum. Da bewahrt man unserer Väter Geschichte, da glänzen die Reichthümer unserer Berge und ergötzen uns die Gedanken unserer Künstler.

Ich möchte Ihre Idee bezüglich eines Vereines für Alterthumskunde schon deswegen nicht in Vorschlag bringen, weil sie leicht wieder dadurch die lorbeerbekränzte Vergangenheit, welche man eben jetzt zu Gunsten neuer Strebsamkeit zu vergessen beginnt, ins Bewußtsein rufen und die gespannten Sehnen wieder erschlappen könnte. Das Vergangene ist gewesen, jetzt muß ein Neues werden. Das Interesse für das Museum lebt im ganzen Lande auf; das Haus wird zur höheren Lehranstalt. Mehr als je werden die Abendversammlungen besucht und ein wissenschaftlicherer Ton als früher herrscht in denselben. Alle wesentlichen Vorstände des Museums wetteifern, in dieser Richtung und finden fruchtbares Erdreich für diesen Samen.

Sie scheinen zu glauben, daß man eine geognostische Karte so leicht hinzeichnen könne, wie ein Fratzenbild mit langer Nase und spindeldünnen Beinen? Es wird eine Karte von Tirol schon kommen, aber erst wenn die Vorarbeiten gediegen sind. „Tirol ist der Schlüssel der Alpen!" sagt v. Buch und wenn wir nun einen Schlüssel machten und er thäte nicht auf; das wäre doch eine Schande. Ich liebe es nicht, halb zu arbeiten. Mohs' opus posthumum ist recht gut, so lang es auf dem mineralogischen Felde bleibt, aber im geognostischen hat er das Pulver nicht erfunden.

Ich möchte Sie sehr gern über das Individuum in der anorganischen Welt discutiren hören und auch Sie sollten meine Ansicht hierüber hören, wenn das Gegeige nicht das Maß des Briefes überschreiten würde. Die Krystallographie, so wie sie Mohs entwickelte, hat so viel Geniales, daß sie jeden bezwingt, der sich ihr naht, und sie verdient dieselbe Achtung als die vier Species des Rechnens.

Aber über die Form werden Sie mit derselben nie hinauskommen und die Krystallographie für sich wird ebensowenig zur Erklärung der Lebenserscheinungen führen als die Chemie. Erst eine noch zu gründende Wissenschaft, die auf diesen beiden Füßen steht, wird unsere Ahndungen,

daß kein lebloses Ding auf unseren Planeten existire, erwahren. Der Krystallisationsact ist noch ebenso dunkel als die Generation. Da fällt mir eben die Geschichte der mineralogischen Individuen in der geologischen Zeit ein und ich will selbe Ihnen mittheilen. Leo will nichts von einer patriarchalischen Geschichtsperiode wissen und er mag Recht haben; aber ich kann diesen Zeitabschnitt nicht überspringen. Als die mineralogischen Individuen zur Bildung unserer Urfelsarten zusammentraten, brachte jedes seine Berechtigung zur selbstständigen Existenz, zur scharfen gesetzmäßigen Begrenzung nach außen mit und sie drängten sich ohne Störung ihres inneren Gefüges, das ihr Lebensproceß gewoben hatte, aneinander.

Die spießige Hornblende schob sich zwischen den scharfeckigen Quarz und dem spathig zerklüfteten Feldspath ohne Störung der Eigenthümlichkeit des einzelnen ein und behauptete ihre Stelle so abgeschlossen und rücksichtslos gegen die nächsten Nachbarn, wie die patriarchalische Hirtenfamilie. Da fiel aber einigen dieser Herren Individuen ein, ihre eingeklemmte Stellung zu verändern; sie gaben ihre ursprüngliche Existenz auf und wollten wie Luzifer weiser sein als die anderen. Dieses besonders die Feldspäthe. Was kam heraus? Ein Koth, ein Letten, wie immer etwas Schlechteres. Der machte sich aber nun breit; ein böses Beispiel steckt an, umgarnte die lose gewordenen Quarze, welche unwillig darüber ihren Bewältigern scharfe Kanten und Ecken entgegenstreckten, aber endlich doch einzeln umringt und abgefangen wurden. Der übel riechende fettig anzufühlende Thonschiefer, diese glatte, gut genährte Priesterkaste bezwang die kriegerischen, bewaffneten Quarze und machte mit den von Natur aus schon plattgedrückten, geduldigen biegsamen Glimmerindividuen aus dem Bauernstande noch weniger Umstände. Beide mußten sich in den Teig, welchen er geknetet hatte, nach Thunlichkeit fügen. Natürlich fanden die unterdrückten Individuenclassen ihren neuen Zustand unbehaglich und erinnerten sich, daß sie es auch so machen könnten, wie die stolzen Feldspäthe. Der Kampf begann; Priester und Patrizier stritten mit dem Volke, quetschten, zerrieben und stumpften sich gegenseitig so lange ab, bis endlich die demokratische Masse der bunten und Keupersandsteine und der dichten Kalke daraus wurde, aus denen nur mit Mühe das Individuum erkennbar ist.

So entstanden die Felsarten der secundären Periode und die Staaten in Griechenland und Rom. Auch über diese schritt der Gang der Zeit hin und bedeckte sie mit einer barbarischen Masse ohne regel-

rechte Structur und innere Gestaltung: mit der Kreide und dem Greensand. In diese ungefügigen Schichten haben sich aber, wenngleich in rauher Hülle, doch mit reinstem krystallinischen Gefüge, die Horn- und Feuersteine, diese Helden aus der Zeit der Völkerwanderung, eingebettet.

Als diese Massen über die Erdoberfläche sich ausbreiteten und das Bestehende überschütteten, regten sich auch die Gewalten der Tiefe; die Alpen und andere Gebirgsketten stiegen empor und gaben der Erde eine neue Gestalt. Dabei rüttelten sich auch die älteren Schichten, zerbarsten und zerbrachen und schütteten ihre Geröllhaufen über die neue Erdkruste aus. Damit begann die tertiäre Zeit, in der die Individuen der Urperiode einzeln und verbunden wieder die obersten Erdschichten behaupteten und die weit größere Masse zur Bildung unserer Schutthügel lieferten, denn nur sie waren im Stande, dem gewaltigen Getriebe der Massen zu widerstehen und wenn nur nicht mit scharfen Kanten und der vollen natürlichen äußeren Form, doch mit ihrer unveränderten inneren Structur den Stürmen zu entkommen.

Die Trümmer der neueren Formation, welche sich unter die Rollsteine der primitiven Periode mischten, wurden beim heftigen Zusammenstoße zerrieben und meist vernichtet. Ziemlich häufig senkten sich Caemente in die Zwischenräume der Geröllhaufen ein und vereinigten sich zu den Conglomeraten der neueren Staaten, in denen das Individuum wohl bewahrt wird, aber sich in die gerundete, abgeschliffene Form fügen muß.

Dies ist die Geschichte des Individuums; wer's nicht glaubt, schaue nur die Natur und Geschichte nach.

Arbeitet brav und laßt mich auch etwas sehen, an spitziger Kritik soll es nicht fehlen. Ich tadle herzlich gern, weil ich selbst nichts machen kann.

Innsbruck, am 25. März 1844.

Michael Stotter.

An L. v. Heufler.

Lieber Freund!

Anderthalb Stunden liegen vor mir, die ich Dir völlig widmen kann, nicht daß ich sonst nie an Dich denke. Ich thue es oft und mit Gewissensbissen; aber die Zeit, die Zeit! Indem ich müde vom Museumsdienste zurückkehre, oft so steinmüde, daß ich gerne das Bett suche, verlangst Du nicht, daß ich Dir noch schreibe, das weiß ich, doch

heute ist es anders. Es ist Sonntag und ich gönnte mir wie ein Rauharbeiter Ruhe, weil ich nun sehe, daß bis 15. Mai, dem Eröffnungstag des Museums, meine Arbeit geendet sein wird.

Die geognostische Sammlung ist aufgestellt, und schön aufgestellt. Sie gefällt Kennern und Laien. Tausend und tausende Stücke stellen den Bau unserer Alpen dar, soweit derselbe entziffert ist, und bieten einen Ueberblick, der selbst mich überraschte. Ich glaube daher, die geognostische Aufstellung sei gelungen. Nun bin ich mit dem Mineralogischen beschäftigt und 3 Kästen von den 13 sind auch schon vollendet. Es geht damit schneller, als ich dachte. Aber nur deswegen, weil ich von allen meinen Zöglingen unterstützt werde. Diese theilten früher das Materiale aus und ich darf nur von Kasten zu Kasten gehen und ordnen. Ich will mir noch kein Urtheil über den Gesammteindruck, welchen die mineralogische Sammlung hervorbringen wird, erlauben. Die Wirkung, welche diese einzelnen Kästen mit ihrem Inhalt hervorrufen, könnte vielleicht unter dem Gesammten leiden, aber Alle, welche das Geordnete sehen, sind sehr zufrieden und staunen über den Reichthum, der sich hier entwickelt. Er ist aber auch großartig, und in den schönen Kästen machen auch die Schaustücke die herrlichste Wirkung. Bis Ende April werde ich mit der Ausstellung fertig sein.

Die Vögelsammlung aber übertrifft alles, was das Museum besitzt. Sie ist der Glanzpunkt und das Stadtgespräch Innsbrucks. Ich habe bei der Ausstellung keinen Theil. Alles hat Herr Oberlieutenant Staggl selbst gethan.

Diese Sammlung allein wird mehr leisten und mehr Freunde dem Museum gewinnen als alles andere, schon jetzt drängt man sich, selbe zu sehen, und erkennt es für eine besondere Gunst, wenn man zugelassen wird. Sie thut die Wirkung, was das Beste ist, daß Niemand mehr über den Beitrag klagt, sondern Jeder gerne zahlt, wenigstens sowie ich es höre. Auch aus dem ganzen Lande bemerkt man die regste Theilnahme für dieses Institut. Von allen Seiten gehen Sendungen ein. Die technischen Gesteine Tirols und Vorarlbergs, eine Sammlung in einem Formate angelegt, wie wir oft scherzend davon sprachen, hat wohl Ihresgleichen nicht und verspricht einen großen praktischen Nutzen. Schon jetzt zählt sie an 70 Exemplare und wird sich wohl noch verdoppeln, wie die Nachrichten klingen. Nicht geringere Aufmerksamkeit findet die Industrie-Ausstellung, und von allen Seiten kommen Packete und Sendungen. Sie wird einen bedeutenden Raum einnehmen, aber vorläufig nur auf Stellen und in Kästen keinen Platz nehmen müssen.

Leider muß ich sagen, daß die botanische Sammlung bei der Oeffnung des Museums gar nicht figuriren wird; denn Baron Hausmann, welcher das Aufkleben und Ordnen derselben gefälligst übernahm, wird nicht fertig damit und auch die Tischler säumen uns. Durch Ausschußbeschluß bin ich der Sorge dafür enthoben, und Perchtold versieht Deine Stelle, aber nicht am glücklichsten. Er sitzt auf seinen kryptogamischen Roß und wird wohl den größten und schönsten Theil des Raumes den Moosen und Flechten widmen. Ich habe selbst zu viel zu thun, als daß ich auch hier noch mithelfen sollte, und lasse den Herrn hantiren wie es ihm gut scheint. Ich habe Anfangs über Manches meine Mißbilligung ausgesprochen, aber nur Unzufriedenheit erzweckt. Darum schweige ich lieber ganz. O Du Abdringling! wie anders wäre es, wenn Du hier wärst! Doch was geschehen ist, ist nicht zu ändern. Die Botanik ist nicht gut vertreten, und Du, Du hast es auf Deinem Gewissen.

Wirst Du es verantworten können? Ich, ach hätte ich Gelegenheit gefunden, schnelles und gutes Unterkommen zu finden. — —

Die Kunstsammlung wird jetzt wohl die geringste Rolle spielen. Obwohl auch sie große Anstrengungen macht. Doch sie hat nicht diese Grundlage wie die übrigen Sectionen und deswegen auch nicht Gelegenheit zur Ausbreitung.

Man bereitet große Festlichkeiten für die Museums-Eröffnung vor. Zweckessen im Riesensaale, Ball im Redoutensaale. Reden nach Belieben, Liedertafel, Productionen ꝛc. Die Innsbrucker strengen sich an. Komm auch zu diesen Festen.

Die Dipaulische Bibliothek ist für das Museum gewonnen, d. h. der Staat kauft sie an und giebt sie dem Museum zur Verwahrung und Benützung. Wieder ein Fortschritt. Dann haben wir die angenehme Aussicht, die ganze Torelli'sche Antiquensammlung, für welche er wohl 20.000 fl. ausgegeben hat, zu erhalten. Ein Zimmer ist für dieselbe schon bereit. Endlich wird Baron Reinhart seine schöne Münzensammlung, welche er testamentarisch dem Museum schon zugeschrieben hat, demselben sobald übergeben, als die Einrichtung hierzu fertig ist.

In anderer Beziehung wäre vieles zu sagen. Es ist eine bewegte Zeit. Es gährt gewaltig, und leichte Erschütterungen und flüchtige Mofetten, welche hie und da und immer öfter sichtbar werden, verkünden wohl die nahe Eruption. Es ist sonderbar, daß die Schweitzerwirren hier entschieden Theilnahme gegen Luzern finden, und unsere militärischen Dispositionen nur zu Spott und Spaß Anlaß geben. Das

ganze ist wohl auch für den Ernst zu wenig und für den Schein zu kostspielig.

Bedeutsamer sind die Vorgänge in Italien, von denen Du besser unterrichtet sein wirst, als ich. Hier zankt sich die Landesregierung mit den Militärbehörden herum. Letztere wollen die Herren spielen, und nehmen das Maul ungeheuer voll. Dagegen stemmen sich die Kreisämter und das Gubernium, und wie bei jedem früheren ähnlichen Anlasse geht daraus nur Verderbliches für das Gemeine hervor. Welden mag ein großer Botaniker sein. Es ist aber schon dahingekommen, daß sein Verfügungsrecht eingeschränkt wurde. So stehen die Sachen in der Administration, während die Gemüther des deutschen und wälschen Elementes im Lande immer mehr sich gegen einander erhitzen. Die Südtiroler, welchen Beda Ohr und Feder leiht, klagen über die Uebergriffe der Nordtiroler, und Letztere verlachen Erstere. Die Zeloten schreien, man will das Land protestantisch machen, und wiegeln das Volk auf. Ein Artikel in der Augsburger Postzeitung, der erst vor Kurzem erschien, hat in dieser Beziehung das Maximum geleistet, aber wie gewöhnlich nur die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Dabei kränkelt Baron Giovanelli und liegt unrettbar darnieder. Dieser Stern hat ausgeglänzt.

Was er dem Lande gethan, ist bald dem Urtheile der Geschichte verfallen. Ob er genützt, ist zweifelhaft. Was er angeregt und durchgeführt, ist stets und in kurzer Zeit seiner Hut entwachsen und wurde eine Kraft gegen ihn. Er aber war unermüdet, neue Elemente hervorzuziehen, bis diese denselben Weg wie die früheren gingen und in der Gesammtheit eine Masse bilden, welche ihn erdrücken. Maschinen können bewältigt werden, aber Geister nicht. Ueberhaupt hatte er den größten Mißgriff darin gethan, daß er durch die Liberalität zum Ultramontanismus führen wollte.

Es giebt wirklich einen solchen Weg, und ich glaube ihn zu ahnen, und ein Weg, der ein richtiger, lobenswerther ist. Aber er ist gefährlich, sehr gefährlich, kaum breiter als die Schneide eines Messers und hat zu beiden Seiten Wahnsinn oder Schwärmerei. Wer möchte da balanciren, da der Meister selbst ihn verfehlte. Nur Dir gesagt: Eben liegt zu Heidelberg eine Broschüre, „die Jesuiten in Tirol" unter unter der Presse, der Verfasser ist ein Deputirter der Stände Tirols und wird am heurigen Landtage die Sache zur Sprache bringen. Dies aus einem buchhändlerischen Briefe an Schumacher. Du kannst Dir denken, wie neugierig wir auf dieses Werkchen sind und wie sehr

wir uns den Kopf zerbrechen, um den Verfasser zu entdecken. Wenn etwas daran ist, so sollst Du sogleich ein Exemplar haben.

Die Zeit ist um, lebe wohl.

Innsbruck, den 30. März 1845.

Dein Freund Dr. Stotter.

An Adolf Pichler.

Lieber Freund!

Es ist das fünfte Mal, daß ich einen Brief an Dich beginne, immer wieder überstürzten sich die winzigen Angelegenheiten unseres Städtchens. Immer wieder war das Neue so wichtig, daß das schon Geschriebene fad erscheint. Doch diesen Brief will ich enden; denn ich darf hoffen, heute ruhen zu können. Die allgemeinen Ereignisse bei uns kennst Du, ich beschränke mich daher nur auf die Geschäfte der Universität.

Der erste Abend am 17. entschied über die Wirkung der Professoren auf die Studenten. Flir, Baumgarten und ich trafen das. Die Studenten versammelten sich im Hofgarten, wo Musik war. Es ist gewiß, daß sie eine Demonstration gegen die Jesuiten beabsichtigten, die mußte aber verhindert werden. Es that noth, daß wir sie aus dem engen Locale brachten, um mit ihnen reden zu können. Mein Vorschlag, in's Löwenhaus zu gehen, fand Anklang und dort wurde der erste freie Commers gehalten. Unsere Spießbürger waren damit nicht zufrieden und tags darauf wurde auf die Studenten entsetzlich raisonnirt, doch bald gab es andere Themata. Samstag wurden die Commerse organisirt und die Festlichkeiten besprochen und zugleich das Studentencorps zusammengestellt. Die jungen Leute sind über Nacht Männer geworden. Die Professoren hatten den Kopf verloren, nur Flir und Baumgarten arbeiteten. Am Sonntag hatten wir die ersten Senatssitzungen. Ich gebe Dir nur die Parteiung zu einem späteren Vergleiche. Liberal: Baumgarten und Flir, beide sprechen, sie unterstützend Schönach, Jäger und ich; reactionär entschieden Heidegger, Waser und Mauermann Rector, die Uebrigen 12 farblos, darunter 4 bis 5 sehr furchtsam. Von fünf wichtigen Vorschlägen ging nur einer, nämlich eine Dankadresse an den Kaiser, durch und dieser mit der Beschränkung, daß sich die Universität an die Stadt anzuschließen habe. Eine Adresse an die Studenten in Wien, Vorschläge zu Reformen, und Anträge für den Landtag wurden verworfen. Ich hielt es in der Sitzung gar nicht

aus und eilte fort, um Gewehre für die Studenten aus dem Finanzwachdepot zu übernehmen. Seit dieser Stunde wird in jedem freien Augenblick exercirt. Sonntags Abends Commers im Löwenhaus. Die jungen Leute sprechen schon. Ich war Beleuchtungscommissär für die Universität und beantragte als Vorstand des Comités die Aufstellung der Porträts des Kaisers und zweier Transparente mit Inschrift Preßfreiheit und Constitution. Letzteres wurde gestrichen. Auch die Aufpflanzung der deutschen Fahne verboten, nur Weiß und die Tirolerfarben wurden genehmigt.

Montags Organisirung des Studentencorps, Wahl von Officieren &c. Flir verliert seine Einwirkung durch einige unpraktische Vorschläge. Nur Baumgarten und ich stehen voran. Wir gelten allein und haben alle Studenten auf unserer Seite.

Der Wind verbietet den Fackelzug und die Beleuchtung. Dienstags Früh kommt Flir auf die Universität und proponirt, den Fackelzug zu unterlassen, weil Dr. Pulčiani 3000 fl. den Armen geben will, wenn jede Demonstration unterbleibt. Ich wußte schon Abends früher davon und war toll. Baumgarten wurde es auch. Es war nöthig, mit einem Crawall zu drohen, um die Sache durchzusetzen. Fluchst Du oder lachst Du? — — Der commandirende General Welden giebt keine Waffen, wir tragen sie aus den Privathäusern zusammen; denn die früher üble Stimmung der Bürger neigt sich für die Studenten. Abends erst, als die Festlichkeit beginnt, tritt der Jubel an die Stelle der Furcht und Angst. Die Einigkeit zwischen Studenten und Bürgern ist entzückend. Ich sah nie einen ähnlichen Jubel. Selbst das Militär flackert auf, und General Welden, der verhaßte, muß anerkennend sprechen. Mittwoch, der Wind dreht sich. Parteienstand: Liberal: Baumgarten, Schönach, Jäger und ich. Ultraliberal über Nacht geworden, Kopatsch, Böhm, Waser, Dantscher, Flir mundtodt. Reactionär: Heidegger, schweigt aber, die Uebrigen farblos.

Jener stellt ein nennenswürdiges Bild dar. Es ist ehrenwerth, daß er allein sich nicht scheut, bei seiner Meinung zu beharren. Nun geht's mit tüchtigen Schritten vorwärts. Unser Corps zählt 500 Mann. Noch meist ohne Gewehre. Ich bin Oberlieutenant der 4. Compagnie. Man studirt wieder sehr fleißig. Da kommen die bösen Nachrichten aus Italien und endlich jene falschen Gerüchte vom Rhein. Die Aufregung hat gestern einen gewaltigen Grad erreicht. Heute Früh stieg sie bis zum Tumulte. Man schrie auf den Straßen nach Waffen. In Südtirol sei die Republik proclamirt, Radetzky eingeschlossen, die

Franzosen in Constanz, Freiburg brennt. Schon ist die Proclamation zur Landesvertheidigung gedruckt. Das Militär zog schon gestern Nachmittag nach Italien. Da kommen fast zu gleicher Zeit um $11^1/_2$ Uhr zwei Staffetten aus Süd und West mit beruhigenden Nachrichten. Oesterreich ist Herr in Italien. Der Franzosen-Einfall ist nur Gesindel. Alles kehrt zur Ruhe zurück. Ich bin todtenmüde, habe seit 18. keine Nacht ordentlich geschlafen. Heut' hoffe ich ruhen zu können. Lebe wohl.

Ende März 1848. Ihr Stotter.

* * *

Die Kinderdramen Stotter's verdienten gar wohl in einer Zeitschrift für die Jugend abgedruckt zu werden, deswegen ist aber für sie kein Platz hier und wir beschränken uns darauf, ein Bruchstück des ersten und zweiten Actes, des Zwerges Putzimann als Probe zu geben, wobei wir für die Rollen in Dialekt Stotter's Schreibung beibehalten, weil wir nicht auf Germanisten rechnen. Das Bruchstück dürfte als tirolische Dialektpoesie von besonderem Interesse seinn.

Der erste Act zeigt uns ein ärmlich eingerichtetes Zimmer mit den Geschwistern Schneeweißchen und Apfelroth vor.

2. Scene.

Schneeweißchen in der Stube, Kaspar am Fenster.

Kaspar.

He! Schneele! geh thua mir decht au,
I zitter vor Kälten, schau! schau!

Schneeweißchen (geht zum Fenster).

O Kaspar! komm nur herein,
Gleich soll die Thüre offen sein.

(Sperrt die Thüre auf, Kaspar tritt ein.)

Kaspar.

Ist döß decht a Regen,
Du himmlischer Segen!
Es gießt aus an Faß,
Bin durch und durch naß.

Schneeweißchen.

Setz' dich nieder, ruhe aus,
Bald kommt die Mutter auch nach Haus.

Kaspar.

Laß mich nur a bisl rasten.
I muß glei wieder weiter gehn,
Es thut sie nit, döß ummerstehn;
Sah döß mei Herr, du lieber Gott!
Döß war geg'n alli zehn Gebot.

Schneeweißchen.

Wo dienst Du jetzt? wer ist Dein Herr?
Wer macht Dir jetzt den Dienst so schwer?

Kaspar.

O Schneele, i kunn dir's sogen,
I muß itzt gor viel ertrogen,
Mei Herr? — ja wenn i's wißt,
Wer döß Puzimanndl ist.
Döß kunn i nimmermehr derrothen,
Er ist nit größer als a Krotten,
Hat an Kopf wie a Elephant,
Und Aeuglein drein, es ist a Schand,
A Maul so weit wie dört die Thür,
Die Nosen steht a Stund herfür,
An großen Bauch und longi Arm,
Es ist a G'stalt, daß Gott derbarm!

Schneeweißchen.

Ha! Ha! der sieht ja garstig aus,
Wo wohnt dein Herr, wo steht sein Haus?

Kaspar.

Er logirt in Wold weit drein,
A hohler Bam sein Haus thut sein.
Er grobt und wuhlt in ganzen Tog,
I woaß nit, wos er suchen mog.
I glab, er ist koa guter Christ,
Er bethet nit, wenns Abend ist.

Schneeweißchen.

Wie kamst Du wohl zu dem als Knecht?

Kaspar.

Es ist mir gangen so viel schlecht.
Ja früher bei meim ersten Herrn
War i blieben gor so gern.
Dort hob i g'hobt die besten Zeiten,
Z'Essen, z'Trinken, Lustborkeiten,
In Hornisch z'putzen, in Sabel schleifen,
Dozu a lustigs Stückel z'pfeifen,
Dös war mei' G'schäft in ganzen Tog.
Ober itzt, wie i Dir sog,
Muß i arbeiten Tag und Nacht,
Daß mir jed's Boan im Körper kracht,
Kommt der Morgen, ruft er glei,
Kosper! Kosper! Da herbei,
Stiefel putzen, Gwand ausklopfen,
Frühstück machen, Hühner ropfen,
Waschen, spühlen, bürsten, stricken,
Kochen, braten, nahnen, flicken.
Hätt i hunderttausend Händ,
Die Arbeit hätt doch nie an End.

Schneeweißchen.

Armer Kaspar! Du dauerst mich sehr.

Kaspar.

Döß ist nit All's, es kimmt no mehr.
I wollt davun no gar nix sogen,
Möcht er mi a no so plogen,
's Hungerleiden g'wöhnt man bald,
Für Durst trink i a Wasser halt,
Und brummelt er und resonirt,
So bin i a glei resolvirt;
I stopf mir meine Ohren zu,
Und mach mir so die böste Ruh.
'S Örgste ist no gor vun Allen,
'S Andri laß i mir no g'fallen,
Dös Putzimann hat an Bart,
Und in die Borsten ist er ganz vernarrt.
Und steht er auf in aller Früh,
So hoaßt's: Kaspar, kampel mi!

Do werd mir allm angst und bang,
Und reiß i ihm a Haarl aus,
Do bricht er auf in Saus und Braus,
Und stampft und brüllt und tobt und schreit,
Und rennt umher wie gor nit gscheid,
Do giebts holt alm (deutet mit der Hand die Schläge an), verstehst mi schon,
Obwohl dafür i gor nix konn.

Schneeweißchen.

Warum geräth dein böser Herr
In Zorn beim Kämmen gar so sehr?

Kaspar.

Schau, Schneele! dös weiß nit,
I moan, dös Putzimanndl ist halt z'rütt.
(Es klopft an der Thüre.)

3. Scene.

Vorige. Apfelroth (kommt mit einer Bürde Holz bei der Thüre, welche Schneeweißchen geöffnet hat, herein).

Apfelroth.

Hier bring ich Holz, lieb Schwesterlein,
Nun wärme nur die Stube ein.
Ich bin sehr müde und habe kalt,
Es ist gar frostig dort im Wald.
(Gibt Kaspar die Hand.)

Schneeweißchen (nimmt ihn die Bürde ab, und stellt sie bei Seite).

Ach wie ist die Bürde schwer,
Und Du trägst sie so weit her?
Liebster Bruder, ich danke Dir,
(umarmt und küßt ihn)
Nun ruhe aus und setz Dich hier.
(rückt ihm einen Stuhl zum Tische)
Hier hast Du süße Milch und Brod
(bringt ihm beides von einem nahen Tische)
Nun labe Dich mein Apfelroth!

Apfelroth.

Iß mit, Schneeweißchen, iß mit mir,
Es schmecket nur, theil ich mit Dir.

Kaspar (abgewandt).

Was döß für liebe Kinder sein,
Und so schön wie Milch und Wein.

Apfelroth.

Wo ist die Mutter?

Schneeweißchen.

In der Stadt,
Wo sie viel einzukaufen hat,
Sie kommt wohl heute nicht zurück.

Apfelroth (zu Kaspar).

Dann bleibt der Kaspar bei uns da.

Kaspar.

O könnt i nur, i soget: ja.
I blieb bei enk vun Herzen gern,
Hätt i nur koan söllen Herrn.

Schneeweißchen:

O Bruder, dem Kaspar geht es schlecht,
Bei einen bösen Herrn ist er Knecht.

Apfelroth.

Armer Mann, erzähl auch mir,
So gut wir können, helfen wir.

Kaspar.

Ja miserabel geht's mir gnua,
Bei Tag und Nacht hab i koan Rua.
Bei mein ersten Herrn do wars a Sein,
Der war die gute Stund, so schön und fein,
Koan übles Wörtl hob i g'heart,
Und besser hätt is nie begahrt.

Schneeweißchen.

Wer war Dein erster guter Herr?

Kaspar.

Denk i nur dron, wird's Herz mir schwer (er weint),
Voll Wasser stehn die Augen schon
Er war ein reicher Königssohn.
Jung und schön wie Milch und Blut,
Und was beste ist, so seelengut.

Und ihm hat g'hört a prächtigs Schloß,
A Fürstenthum so weit und groß,
Und Geld und Gut, und Roß und Leut,
I konns enk sagen, dös war a Freud.
Do ging in Massen Silber her,
Gold, Edelstein und so mehr.
Ös könnts enks denken, dös war a Neid
Unter d'Nachbarfürsten weit und breit.
Und jeder König von nah und fern
Hätt' haben mögen den Berg so gern.
Der hats versucht mit Trug und List,
Der Andre mit Gwalt einerbrochen ist,
Der Dritte jahrelang processirt,
An Heiratsantrag bringt der Viert'
Und allerhand thun sie probiren.
Mein Königssohn laßt sie nit verführen.
Der treibt die Herrn allesammt
Mit Schimpf und Spott fort aus sein Land.

Schneeweißchen.

Er schuf sich Ruh, das war schon recht,
Die Herrn meinten's gar zu schlecht.

Kaspar.

Z'lözt aber kimmt halt Einer,
Der wor a Tuckmauser, a feiner.
Er thut so ehrlich und so frumm
Man meint, daß er nit fünfi zöhlen kunn,
Der heuchelt, schmeichelt, kriecht und schleicht,
Den guten Königssohn betrügt er leicht.
Er hats nit g'sparrt, er hats derthun,
Er geht mit unsern Königssuhn
Amal alloan hinaus auf d'Jagd,
Seit dem hat niemet mehr derfragt,
Wohin die beiden kämen sein,
Und i hab büßt mein Herrn ein. (Weint.)

Schneeweißchen.

Und was hat denn der böse Mann
Mit dem Königssohn gethan.

Kaspar.

Döß ist ja eben die größte Noth,
Daß man's nit weiß, du lieber Gott!
Viel Wochenlang hab i sie g'sucht,
Bold hab i betet, bold hob i g'flucht.
Und gangen bin i Berg au, Berg o,
Hob fleißi g'fragt bald dört, bald do,
Nix ist's gwesen, i hab'n nit gfunden.

(Springt zornig auf.)

Konnt i nur den Hexenmeister finden,
Bei lebendigen Leib that i ihn schinden,
I ließ ihn köpfen und derschießen,
Glühnigs Blei soll er mir trinken müssen,
Tag und Nacht wollt i studiren,
Um den Kerl recht zu massakriren.
I gieb nit nach, i muß ihn haben,
Und war er a in der Erden begraben.

Schneeweißchen.

Armer Kaspar! wie gings Dir weiter?

Kaspar.

Mir? — wie an rechten armen Häuter.
Ohne Dienst und ohne Geld,
Bin i umerzogen in der Welt,
Hob Pfannen gflickt und Hafen bunden,
Und mi ums truckne Brod abgeschunden,
Hob Hunger glitten nach die Noten,
Z'lötzt bin i in den Dienst halt g'rothen,
Jetzt aber muß i hoam mi trollen,
I hätt' dös Ding schon lang thun sollen (will gehen).
So, Schneele, behüt Dich Gott.
Gieb mirs Pratzl, Apfelroth (ab).

Dann tritt in der Hülle eines Greises der verwunschene Prinz auf; die Kinder bewirthen ihn mitleidig und behalten ihn über Nacht.

2. Akt.

1. Scene.

(Wald, eine Hütte zwischen Gebüsch; bei derselben eine kleine Umzäumung.)
Zwerg (er kommt mit verworrenem Bart langsam aus der Hütte, streckt sich und gähnt.)

Zwerg.

Kaum geht die Sonne unter,
So steht sie wieder auf,
Sie laßt mich gar nit schlafen,
So eilig ist ihr Lauf.
Wär ich Gott Vater g'wesen,
Ich hätt's schon besser gmacht,
Von vierundzwanzig Stunden
Wären dreiundzwanzig Nacht.
Das Schlafen ist das Beste,
Was nutzt ein langer Tag?
Er bringt ja nur grad Sorgen,
Die Niemand gerne mag.
Bei Tag, da muß man essen,
Das kostet gar viel Geld.
Wär immer Nacht gewesen,
Wie reich wär nit die Welt?
He Kaspar! Schlafpelz, fauler Lümmel,
Die Sonne steht schon hoch am Himmel.

Kaspar (hinter der Scene).

Ist dös a Gschroa, i hör enk schon,
Es kocht die Milch, konn nit davon.
Ös werds es wohl derwarten können,
I kann nit von der Arbeit rennen.

Zwerg.

Der Kerl will noch räsoniren,
Soll ich an Dir den Stock probiren?

Kaspar.

Ei laßt den Gspaß, i bin schon da,
Ös schlogts grod wieder an Stecken a.

2. Scene.

Zwerg, Kaspar (kommt mit einem Rechen).

Zwerg.

Du Taugenichts, Du fauler Knecht
Für meinen Zorn bist Du zu schlecht;
Moch Deine Arbeit aber bold,
Sonst wird auch noch das Frühstück kolt.

Kaspar.

Schaugts, lieber Herr, loßt enk rothen,
Die Bartfrisur, dö könnts ös g'rothen,
Ös seids sonst gar a schöner Monn,
Der allen Leuten gfallen konn,
G'wachsen seids wie a Zunderbaml
Man könnt enk fassen in an goldnen Ramel,
In Buchel hinten Niemand sieht,
Dös bisl Kniestechn merkt man nicht,
Nur grad der Bart thut enk verstellen,
I habs schon lang enk sagen wöllen,
Balbirts ihn weg, folgts mir a mol,
Ös g'fallts enk nacher selber wohl.

Zwerg.

Dummkopf, wirst Du schweigen,
Soll ich Dir noch Mores zeigen.

(Droht mit der Faust.)

Kaspar.

Meinetwegen, mi gehts nix an,
I hab enk g'rothen, so gut i kann,
Wöllts ös bleiben a Vogelscheuch,
Ergebener Diener (macht ein Compliment), mir ist's gleich.

Zwerg (setzt sich auf einen Schemel nieder).

Nun kämme meinen Bart schön und rein,
Doch rath ich Dir, bedacht zu sein,
Wenn ein Haar verloren geht,
Dein Kopf nicht fest am Halse steht.

Kaspar (für sich).

Itzt fangt die Gschicht schon wieder an,
Wart nur, heunt krieg i di dran.

(Faßt den Rechen, und will mit demselben den Bart auskämmen.)

Zwerg (springt auf und geht auf Kaspar los, Kaspar vertheidigt sich mit dem Rechen).

Dummkopf! Narr! was soll das sein?
Ist das Respect, was fällt Dir ein?

Kaspar.

Ho! ho! seid nur nit gar so z'rütt!
Dö Schimpferei, dö leid i nit.
I bin a Kind aus gutem Haus,
Mi macht man nicht wie an Pudel aus.
I muß enks an für allm sagen,
Länger kann i's nicht ertragen.
Mei Vater war vun hohen Stand,
Oberst-Hof- und Erz-Kuchltrabant.
Er thät im Grab no um sich wenden,
Sach er, wie ös sein Kind thäts schänden,
Ös derfts mir glauben, es geht schon recht,
Es dauert nit lang, versucht es decht,
Ös derfts enk nur do niederlegen.

(Der Zwerg hört ruhig zu; Kaspar wird dadurch kecker, faßt ihn an, und hilft ihm beim Niederlegen; der Zwerg läßt alles mit sich machen.)

Itz müßts enk ober nit bewegen,
I hab dös Ding mir gut erdacht,
Dös Instrument mir selber g'macht.
Und mi am Heustock exercirt,
Und hundertmal die Sach probirt.

(Nimmt den Rechen und fährt mit den Zähnen desselben ganz oberflächlich über den Bart des Zwergen.)

Dös geht ja prächtig, schaug nur her,
Und besser kanns wohl kein Friseur.

(Läßt den Rechen tiefer in den Bart eingreifen, der Rechen verwickelt sich in den Haaren. Kaspar zerrt und zieht. Der Zwerg schreit, muß aufstehen, und Kaspar zieht ihn in der Bühne herum, läßt endlich den Rechen fallen und lauft fort.

Zwerg (schreit, während er herumgezogen wird):

Au weh! laß los! Au weh! au weh!

(Kaspar ist fort. Der Zwerg zieht behutsam den Rechen aus dem Barte und ordnet so gut als möglich denselben).

Du Bösewicht, Du Grobian!
Du Taugenichts, Du Diebsgespann,
Ich bring Dich um, ich schlag Dich todt,
Du sollst mir büßen bei Wasser und Brot,

(läuft dem Kaspar nach, man hört noch hinter der Scene)

Schelm! Maulwurf! Räuber! Dieb!

3. Scene.

(Nach einer Pause streckt Kaspar seinen Kopf hervor und schaut sich um.)

Kaspar (schleicht herein und schaut immer herum).

Ha, ha! ha ha! Dös i a Lust.
I erstickt ja schier vor Lachen,
Gelt Putzimanndl! kunn Dirs machen.
Der laßt sich gwiß nit mehr frisiren,
Er wird den Bart wohl abbalbiren.
Itzt pock i meine Sochen z'somm,
Und mach mich auf und davon.

4. Scene.

Der alte Mann, bald darauf Kaspar.

Alter Mann.

Ich hab' mich hier im Wald verirrt,
Und niemand kommt, der zurück mich führt.
Zum Leiden bin ich wohl geboren,
Zu Pein und Qualen auserkoren.
Wohin ich wende meinen Blick,
Verfolget mich das Mißgeschick.
Wer erkennt in diesen grauen Haaren,
Den Königssohn von zwanzig Jahren?
Wer erkennt in diesem Bettlergewand
Den Fürsten von einem reichen Land?

(Betend.)

Erhöre mich, gerechter Gott!
Erlöse mich von dieser Noth,
Vernichte bald des Zaubers Macht,
Die mich in dieses Elend hat gebracht.

Kaspar (mit einem großen Packe).

Mein Soch hab i da zsamengfassen,
Und dört und do wos mitgehn lassen.
Dös bisl, wos i hob gnommen mit,
Dös braucht der Zwerg sein Lebtag nit.
Itzt wär i ober lafen müssen.

(Macht ein Compliment gegen die Hütte.)

Alter Mann.

He! lieber Kaspar! mache Halt,
Zeig mir den Weg aus diesem Wald.

Kaspar. (Sich umwendend, erschrickt und läßt den Pack fallen.)

Auweh, der Zwerg! was fang ich an. —
Ja so, das ist der alte Mann.
Wo kömmts denn her, wo gehts den hin?
Rödts nur gschwind, weil i eilig bin.

Alter Mann.

Ich hab mich hier im Wald verirrt,
Und Niemand kommt, der zurück mich führt.

Kaspar (sehr schnell).

Gehts rechts, dann links, dann schnurgrad aus;
Dann abwärts bis zum Branntweinhaus
Dann wieder links bis übern Steg,
Dann findets schon in rechten Weg.
Pfüt Gott, i hör in Zwerg schon schnaufen,
Dört ist er schon, itzt muß i laufen.

(Nimmt sein Pack und läuft fort.)

Alter Mann.

Mein Diener selbst erkennt mich nicht,
Und weiß es nicht, mit wem er spricht. (Geht ab.)

5. Scene.

(Der Zwerg trägt auf der Schulter einen Holzprügel daher, oder schleppt denselben nach sich. Der Zwerg thut im Verlaufe dieser Scene Alles, was durch die Worte angedeutet ist.)

Zwerg.

Den ganzen Wald hab ich durchzogen.
Jede Staude auseinander gebogen,

Und hab den Kerl nicht gefunden.
Er ist doch nicht aus der Welt verschwunden! —
Meinetwegen, er lauft nicht fort,
Ihn haltet fest mein Zauberwort.
Der Bösewicht kann nicht entweichen
Ich werd ihn morgen schon erreichen.

(Wirft den Prügel nieder.)

Diesen Block da will ich spalten,
Um recht viel Stöcke zu erhalten,
Die soll der Schurke mir verkosten.

(Richtet den Holzblock zurecht.)

Wo liegt mein Werkzeug?

(Geht gegen die Hütte und nimmt dort Hammer und Keil, welche am Boden liegen.)

Hier ist es schon.

(Kniet oder setzt sich am Holzblock nieder, und fängt an, den Keil mit dem Hammer in eine Spalte des Holzes einzutreiben, dabei klemmt er den unteren Theil des Bartes mit ein.)

Wart, Kaspar! Du erhältst noch deinen Lohn.

(Hämmert fort.)

Es geht nicht. Der Hammer ist zu klein,
Ich hol mir einen großen Stein.

(Wirft den Hammer weg und will aufstehen, das kann er nicht, weil sein Bart eingeklemmt ist. Er setzt sich wieder nieder, und versucht anfangs ruhig den Keil los zu machen. Der bewegt sich aber nicht. Er wird nun immer zorniger, steigt bald über den Prügel hinüber, bald wieder zurück, stampft mit den Füßen, schlägt sich mit den Händen zum Kopfe und weiß sich nicht zu helfen. Während dem spricht er:)

Donnerwetter! Da bleib ich hangen.
Ich habe mich da selbst gefangen. —
Heraus, du Keil, heraus mit dir. —
Vielleicht gelingt es besser hier.

(Steigt über den Block.)

Heraus, heraus; Potz Element!
Wenn ich nur meinen Hammer fänd'.

(Steigt zurück und langt nach dem Hammer.)

Ich kann ihn aber nicht erreichen.

(Rüttelt wieder am Keile.)

Will der Keil denn gar nicht weichen.
Blitz und Hagel! Batallion!
Ich schwitz' am ganzen Leibe schon.

(Steigt bald hin, bald her.)

Du mußt' heraus, ach schwere Noth!
Ich arbeit mich hier fast zu todt.

(Stampft und schlägt sich mit den Händen zum Kopfe.)

Dummkopf! Dummkopf, der ich bin,
Nun ist mein schöner Bart dahin.
Wie wird jubeln der Königssohn,
Fort sind meine Schätze schon.

(Ruft.)

Kaspar, Kaspar! er ist nicht da.
Ich muß dahier verzweifeln ja,
Hülfe! Hülfe! Kommt herbei!
Liebe Leute! Hört mein Gschrei.

6. Scene.

Der Zwerg, Schneeweißchen und Apfelroth.

Schneeweißchen.

Was schreist du denn so jammervoll,
Sag an, wie ich dir helfen soll.

Apfelroth.

Das ist der böse Putzimann.

(Hält Schneeweißchen zurück.)

Zwerg.

Was steht ihr da, und gafft mich an,
Helfen muß man, wenn man kann.
Zieht den Keil mir da heraus,
Sonst jag ich euch sogleich nach Haus.

Schneeweißchen.

Armes Männchen, zeige mir,
Wir helfen gern, wo fehlt es dir?

Zwerg.

Dumme Gans! mei Bart steckt drinn,
Du siehst, daß ich gefangen bin.

Schneeweißchen.

Ha, ha! Das war wohl ungeschickt.

Zwerg.

Was nützt das Lachen und das Schwatzen,
Helfet mir lieber, dumme Fratzen.

Schneeweißchen (versucht mit ihrem Bruder den Keil loszumachen).

Hier ist vergebens unser Mühen,
Der Keil läßt sich heraus nicht ziehen.
Stärk're Leute will ich holen,
Die deinen Bart befreien sollen.

Zwerg (zornig).

So ruft das ganze Land herbei,
Ihr seid mir schon zu viel um zwei.

Schneeweißchen.

Ich schaffe Rath! Geduldig sei,
Denn diese Scheere macht dich frei.

(Sie schneidet schnell mit der Scheere, die sie umgehängt bei sich trägt, den unteren Theil des Bartes ab.)

Zwerg.

Wer hieß euch meinen Bart abschneiden,
Solche Bosheit darf ich nicht leiden.
Ist das Manier, ihr Milchgesichter!
Schämt euch! Pfui, ihr Bösewichter!
Das sollt ihr mir noch tüchtig büßen,
Im Kerker will ich euch verschließen.

(Er faßt die erschrockenen Kinder und sperrt sie in den Käfig neben der Hütte.)

So, hier habt ihr meinen Dank,
Sucht euch nun selber Speis und Trank. (Geht ab.)

7. Scene.

Schneeweißchen und Apfelroth.

(Beide im Käfig eingesperrt.)

Schneeweißchen.

O böser Zwerg, laß uns aus,
Wir müssen gehen gleich nach Haus. (Weint.)

Apfelroth.

Ach, lieber, lieber Gott!
Hilf uns aus dieser Noth.

Schneeweißchen.

Erhöre unser heißes Flehen.
Laß uns nicht vor Angst vergehen.
Auf uns wende deinen Blick,
Führ' uns bald nach Haus zurück.

(Beide knien nieder und beten still mit gefalteten Händen.)

8. Scene.

Vorige, der alte Mann, von einem Engel herbeigeführt. Der Engel zeigt auf die betenden Kinder und geht sogleich ab.

Alter Mann.

Ich folge Dir, so schnell ich kann,
Sag mir doch Deine Wünsche an.
Du leitest hieher meine Schritte
Und deutest dort auf jene Hütte.

(Tritt weiter vor und erblickt die gefangenen Kinder.)

Was soll ich hier? — Was seh' ich dort!
Dank, holder Engel!

(Sieht sich um, er ist schon fort.)

Schneeweißchen, höre! Apfelroth!
Wie kommt ihr denn in diese Noth?

Schneeweißchen (erkennt den alten Mann).

Gottlob! Ach welche Freud!
Nun endet unser Leid.
Der gute Mann hilft uns hinaus,
Unser Jammer ist nun aus.
Gott lenkte sicher deine Schritte,
Er hat erhört ja unsre Bitte.
Der böse Zwerg schloß hier uns ein.
Mach auf, mach auf und führ uns heim.

Alter Mann.

Will's Gott, daß ich vergelten kann,
Was gestern ihr an mir gethan.

(Nimmt den Hammer vom Boden auf und schlägt damit an das Schloß, die Thüre springt auf.)

Liebe Kinder, kommt heraus,
Und eilt mit mir nach Haus.

(Schneeweißchen und Apfelroth kommen aus dem Käfige heraus, liebkosen den alten Mann und fassen seine Hände.)

Der böse Zwerg, der euch gefangen,
Wird seine Strafe schon empfangen.

(Alle gehen eilig ab, der Vorhang fällt.)

Im dritten Acte wird der Königssohn erlöst. Er muß nämlich so lang verzaubert sein, bis sein Bart länger ist, als der des Zwerges. Schneeweißchen stutzt diesen noch einmal, der Königssohn freit um sie. Kaspar ruft zum Schlusse:

Sie nimmt enk schon; i siehs von fern:
Alli Madeln heirathen gern!

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Schauspiel. Ein Ereigniß, das in der Geschichte des Burgtheaters vermerkt werden wird, hat sich am 14. October vollzogen, nämlich die Uebersiedlung des Schauspiels in das neue Haus. Zunächst ist das Geschehene nur die Erfüllung eines Wunsches, welcher den Bedürfnissen des Publicums entsprang; aber es ist immerhin möglich, daß das neue Dach, unter dem die Schauspielkunst jetzt herbergt, auf diese mit seinem Glanze drückt, und sodann wäre das Ereigniß nicht ohne Folgen für die Entwickelung der darstellenden Kunst.

Das in edler Einfachheit gehaltene poetische Schlußwort von Alfred Berger, welches nach einer am Abend des 12. October stattgefundenen Aufführung von Goethe's „Iphigenie auf Tauris“ gesprochen wurde, und das, eine beziehungsreiche Dichtung, mit schlichtem Sinne der großen Vergangenheit der Bühne gedachte, versprach uns „im neuen Haus das alte Burgtheater“. Unter feinsinniger Leitung mag dies wahr werden.

Den Eröffnungsabend leitete ein Festgedicht von Joseph von Weilen ein. Es ist eine scenische Allegorie; der Genius der Dichtkunst führt den Geist des Burgtheaters die Prachttreppe des neuen Hauses hinan. Dieser tritt staunend in diese schönheitsreiche Umgebung, welche die höchsten Kunstgebilde schmücken, und äußert sein Zagen, ob dieselben nicht sein eigen Werk erdrücken könnten. Der Genius der Poesie erwidert:

Im innern Raum, da sollst du heimisch sein.
Im schönen Rund, Dich grüßend, stehn bereit
Die Künstler alle der Vergangenheit.
Und bis zur Decke ist gefüllt das Haus.
Und die rings lauschen, sind dir wohl vertraut:
Die Freunde sind es, die zu sehn sich freuen:
Des Hauses alten Geist im Haus, im neuen.

Diese Freunde sind unverändert geblieben, wie sie immer waren:

Bei scharfer Zunge ist doch warm ihr Herz . . .
Begeistern kann sie nur, was sie empfinden.

Der Geist des Burgtheaters bangt noch immer:

Ich soll den Kampf mit all der Pracht beginnen,
Und meine einz'ge Waffe ist das Wort.

Genius der Poesie:
Mißkenne nicht des Wortes Macht und Kraft,
Das kunstgeadelt Sieg oft Dir verschafft.
Das Wort, der Menschenseele tönend Bild,
Das Wort allein, durch Geist und Sinn beseelt
Und mit der Wahrheit strengem Hauch vermählt,
Ergänzt durch Miene, Haltung und Geberde,
Bleibt immer jung, erscheinet ewig neu
Und wirkt als stärkste Macht auf dieser Erde.

Unter Musik erscheinen Thalia und Melpomene,

Die eine: Spott und Schelmerei im Blick,
Den Kopf voll Possen, Liebelei im Busen;
Die andre aber mahnt mit ernster Miene,
Wie wandelbar das menschliche Geschick,
Wie unentrinnbar folgt der Schuld die Sühne.

Die tragische und komische Muse bringen die Schätze der Dichtung aller Völker herbei. Auch an die Zukunft denkt der Genius der Poesie:

Im Geiste seh' ich künftige Poeten,
Ihr Werk, das kaum vollendet, in der Hand,
Voll Hoffen und mit Bangen zu dir treten.

Die Schauspieler erscheinen insgesammt:

Wo Jeder wie die Blume in dem Kranze
Sich fügt bescheiden und sich reiht in's Ganze
Und in des Ganzen Ruhm den eignen findet . . .

Nunmehr blickt der Geist des Burgtheaters zuversichtlich der kommenden Zeit entgegen.

Diesem an fein charakterisirenden Wendungen reichen, in gutem Sinne goethesirenden Prolog Weilen's folgte „Wallenstein's Lager" und „Esther", beides sehr zweckmäßig gewählte Stücke.

Am 9. November kam das erste neue Stück, es war das vieractige Lustspiel „Cornelius Voß" von Franz von Schönthan. Man muß nun aber etwa nicht wähnen, das deutsche Volk werde in seiner literarischen Gegenwart durch Franz von Schönthan vertreten. Man gab „Cornelius Voß" hoffentlich nur, weil keine Verwandlung des Schauplatzes in seinen sämmtlichen vier Aufzügen vonnöthen ist; denn es wäre höchst betrüblich, wenn man dieser Arbeit auch nur einen Augenblick lang irgend welchen höheren Werth als Kunstwerk zugemuthet hätte. Derlei Schöpfungen, sagt man, erheben wohl selbst nur den Anspruch, dasselbe zu leisten, was man von den Arbeiten der Kunsthandwerker verlangen darf. Diese aber wollen den Gegenstand des täglichen Bedürfnisses durch künstlerische Bildung erhöhen, während jene Dichter das Kunstgebilde zu einem Gegenstande des Nutzens erniedrigen. Wollen diese dramatischen Kunsthandwerker einmal durch ein künstlerisches Gebilde ergötzen, so müssen sie es gelten lassen, wenn man den Anspruch gegen sie erhebt, daß ihre Werke strenge nach den Gesetzen des Dramas gearbeitet seien: und das einzige vielleicht unverbrüchliche Gebot des Dramas ist dieses, daß in dem Geschehen der Handlung ein fester logischer Zusammenhang sei. Von diesem Erforderniß darf selbst ein Lustspielhandwerker sich nicht für befreit halten. Ja, man

sollte denken, daß gerade das rein Verstandesmäßige, der fest gefügte Bau eines Stückes, das Erste sein sollte, woran ein solcher Poet sich halten müßte, wenn ihm das eigentlich künstlerische, die höhere Form, der tiefere Gehalt und die eigenthümliche Erfindung nicht gegeben sind. Aber im Gegentheile; die Scherze findet der Lustspieldichter, und das Gefüge des Lustspiels mißglückt. Das führt auf die inneren Gebrechen unseres komischen Dramas, das sich der Nichtigkeit des Operettentextes bedenklich zu nähern beginnt. Was je das Lustspiel zur Komödie erhoben hat, ist vergessen. Die menschliche Welt, welche es wiederspiegelt, ist die platte Wirklichkeit und selbst diese beginnt es unrichtig und unmöglich darzustellen: das giebt dann eine Alltäglichkeit, die nie und nirgends gefunden wird. — Prinz Kurt von Schöningen-Klausthal hat in Gastein, wo er die Sommertage in flottem Leben mit irgend einer leichten Schönen verbrachte, einmal zwei fremden Menschen, verirrten Spaziergängern, den Weg gewiesen und sich ihnen als Maler Cornelius Voß vorgestellt. Jene Spaziergänger waren aber Paula und ihr Vater, Graf von Pernwald, herzoglicher Cabinetsrath in den Diensten Ernst Leopolds, Herzogs von Falkenburg, eines dem Prinzen recht nahe stehenden Fürsten, der ihn mit einer jungen Dame, einer Freundin Paula's, vermählen will, um ihn zu geordneterem Lebenswandel zu zwingen. In dem Salon einer Baronin Henriette von Feldheim, wo der Prinz wie im eigenen Hause verkehrt, denn er war daselbst lange Zeit regelmäßiger Besucher zwischen 5 und 6 Uhr Abends, hat Graf Pernwald seine Tochter, die also Beide daselbst gleichfalls bekannt sein sollten, einquartiert, da er vom Herzoge den Auftrag erhalten hat, den Prinzen zu suchen; gerade er vermuthlich, weil er Cabinetsrath ist, und darum wohl, ohne daß man Rücksicht darauf genommen hätte, daß er den Prinzen nicht kennt und nicht einmal dessen Bild je gesehen zu haben scheint. Nun treffen sich Alle im Salon der Baronin, welche gefügig das künstliche Incognito des Prinzen wahrt. Paula schwärmt für den vermeintlichen Maler Cornelius Voß, ohne zu wissen, daß dies ihre erste Liebe sei; denn sie ist eine Naive, die mit dem geistigen Horizont eines achtjährigen Kindes siebzehn Jahre alt geworden und darnach körperlich entwickelt ist; mit der Unschuld eines solchen Zwittermenschenkindes zieht sie diesen Cornelius Voß an sich. Ihr Vater benutzt den angeblichen Maler, da er auf einer Liste der Freunde des gesuchten Prinzen auch den Namen Cornelius Voß findet, um den Prinzen zu suchen, der, da er den Grafen in seiner Hand hat, erst im rechten Moment sich finden läßt. Paula erkennt ihn an seinen Ordenszeichen, und darauf erfolgt die Verlobung. Das alles wäre noch recht erträglich. Aber das Stück, welches den verlockenden Titel Cornelius Voß führt — das ist ein doppelt echter Künstlername — soll nicht so heißen, ohne daß gemalt wird. Um den falschen Voß im Hause der Baronin, wo er ihn ja trifft, stets bei der Hand haben zu dürfen, veranlaßt Graf Pernwald, daß derselbe Paula male, und diese wird dem Maler „zur Verfügung gestellt". Diese barbarische Logik ergiebt als Lustspieleffect nur einen armseligen Witz und eine flüchtig komische Wendung, welche letztere darin besteht, daß der Graf und seine Tochter das Bild derselben als ähnlich aner-

kennen, obwohl es nach der bloßen Beschreibung des Prinzen von dem wirklichen Cornelius Voß außer dem Hause gemalt wird. Diesen echten Cornelius zerrt Schönthan in das Lustspiel, indem der Prinz ihn mit beiden Händen in das Haus führt. Er bringt das Bild; aber wozu erscheint er persönlich? Nicht etwa, weil jetzt eine Anzahl ergötzlicher Verwechslungen zu erfolgen hätten; auch nicht, weil keine Photographie von Paula zu erlangen war und er sie sehen sollte: nur daß man ihn sehe und sonach Schönthan glaube, daß es einen wirklichen Cornelius Voß gebe, nach dem der Prinz heißt. Das ist eine Probe der Nüchternheit unseres Lustspieldichters. Durch das Stück läuft nun auch ein Herr Bäckers, den Schönthan so viel Geld und so wenig Verstand besitzen läßt, daß er mit sich und seinem Gelde nichts anzufangen weiß, aus Langeweile öffentlicher Wohlthäter wird, Kinder von Ueberschwemmten annimmt, eine Art männlicher Naiver, ein Naturbursche, der plötzlich von der Baronin in Liebe versetzt und geheirathet wird. Zum Schlusse geschieht noch etwas; und damit gelangen wir in den angestückelten vierten Act. Ernst Leopold tritt auf, der Herzog selbst. Er trägt einen braunen Vollbart und einen grauen Scheitel und ist so völlig Regent von Falkenburg, daß er gar nicht weiß und ahnt, daß jenes junge Mädchen, welches er mit dem Prinzen etwas gewaltsam verbinden wollte, ihn selbst trotz seiner grauen Haare liebt. Paula sticht ihm diesen grauen Staar, und alles im Lustspiel ist jetzt geordnet. — Man darf nicht ungerecht sein und muß dieser Arbeit bei aller inneren Hohlheit einiges Gute in Einzelheiten zuerkennen. Der Secretär des Grafen Pernwald, das Stubenmädchen der Baronin sind nicht ohne Glück in einzelnen Zügen vorgeführt. Die Situation, da Bäckers das Stubenmädchen liebkost, damit sein angenommenes Kind lache, wobei er von der Baronin ertappt wird, wäre gleichfalls echt komisch; aber siehe da, Schönthan führt sie auf und macht gar nichts mit ihr. So zeigt sich, daß er kein Lustspieldichter ist, sondern ein Scherzerfinder. Man kann aber Lustspiele dichten, ohne einen einzigen Witz, und kann hundert Spässe sagen lassen, ohne damit ein Lustspiel zu Stande gebracht zu haben. Also „Cornelius Voß" ist keine große Komödie. Man sieht dem Werke, selbst bei dem Lichte der Bühnenlampen, an, daß es unecht ist. Sicher echt in dem Lustspiel ist die Decoration — ein prachtvoller Salon — also dasjenige, was falsch sein dürfte, und, soweit dies möglich ist, das Spiel der Darsteller. Man konnte bei diesem Spiel jedoch erst recht erfahren, wie wenig die stets halb äußere Wahrheit der Schauspielerei der inneren Wahrheit der Dichtung entbehren kann; auf unechte Situationen und Gestalten gewandt, erscheint das beste Spiel nur hohl und als bloßer Schein. Die darstellenden Künstler haben daher die eigentlich guten Rollen nur in den sicher gezeichneten Charakteren und Situationen, wenngleich sie oftmals wähnen — und Theatermenschen, die schreiben, bestärken sie in diesem Irrthum — mit der Figur und den Mitteln eines Schauspielers sei schon eine Gestalt gegeben.

Theodor Loewe.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Mayer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.